
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

September 9/2004

Aus dem Inhalt

Heiner Koch „Sie sahen das Kind und Maria, seine Mutter“ (Mt 2,11)	257
Manfred Belok „Für uns Menschen und zu unserem Heil“	259
Thilo Esser Kinder auf die Taufe vorbereiten	267
Elmar Nass Ökonomisierung der Jugend	271
Martin Lätzel Glaubenswege	277
Hermann Josef Lauter OFM Können wir noch an Christus glauben?	282
Michael Koll Singen ist Herzenssache	284
Literaturdienst: George Augustin / Günter Risse (Hg.): Die eine Sendung – in vielen Diensten Andere Zeiten e.V. Hamburg (Hg.): Ich geb' dir einen Engel mit Erich Zenger (Hg.): Stuttgarter Altes Testament Josef Bill: Maria gehört uns gemeinsam	285

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Prof. Dr. Manfred Belok, Rhönstr. 7, 65549 Limburg/Lahn |
Dr. Thilo Esser, Postfach 10 40 64, 45004 Essen |
Pfr. Dr. Elmar Nass, Nöckerstr. 9, 44879 Bochum |
Martin Lätzel, Danziger Str. 52 a / Erzbistum Hamburg,
20099 Hamburg | P. Hermann-Josef Lauter OFM,
Franziskanerplatz 1, 53879 Euskirchen | Regionalkantor
Michael Koll, Wallstr. 93, 50321 Brühl

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof
12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen,
Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner
Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Domkapitular
Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |
Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J.P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Heiner Koch

„Sie sahen das Kind und Maria, seine Mutter“ (Mt 2,11)

Wenn in der Heiligen Schrift von Maria die Rede ist, können wir in ihr immer die konkrete Gestalt Mariens, den Prototyp des gläubigen Menschen und das Bild der Kirche sehen. „Es geht in der Mariologie nicht nur um Maria, sondern um Christus, um die Kirche, um den begnadeten Menschen, ja um das Verständnis der gesamten Offenbarung. Maria wird in der Theologie nicht nur als Individuum, sondern als heilsgeschichtliche Gestalt von typischer Bedeutung betrachtet. In der Mariologie fallen daher theologische Entscheidungen, die für das Ganze unseres Glaubens aufschlußreich sind“ (Michael Schmaus, *Katholische Dogmatik*, Bd. 5: Mariologie. München 1955, 4-7). So begegnet uns im 12. Kapitel der Offenbarung des Johannes die Frau, die bekleidet ist mit der Sonne, den Mond zu ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von 12 Sternen. Es ist die Vision der Gottesmutter: diese Frau erscheint als Mutter des Erlösers und Richters. Sie stellt aber zugleich das visionäre Bild der Kirche dar, so wie diese damals konkret lebte und litt, die verfolgte Kirche, die die Rettung durch Gott ersehnte. Die Frau, so die Botschaft des Bildes, ist mächtiger als die größte Gottheit, der Sonnengott, und mächtiger als der Mond, auf dem sie steht. Die Kirche spiegelt sich in diesem prophetischen Bild in Maria und Maria ihrerseits in der Kirche. Den so untrennbaren Zusammenhang zwischen Maria und der Kirche schildert auch die Dogmatische Konstitution „Lumen Gentium“ des Zweiten Vatikanischen Konzils, die vor allem im 8. Kapitel die „selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche“ beschreibt. Aus diesem ekklesiologischen Zusammenhang heraus gehört auch die Mario-

logie mitten in alle ökumenischen Bemühungen hinein. „Eine ökumenisch ausgerichtete Theologie, die nicht auf die Mariologie zu sprechen kommt, ist eine verkümmerte theologische Reflexion, die anthropozentrisch und individualistisch ist. Deswegen ist sie nicht imstande, auf der Grundlage eines vollen ekklesiologischen Denkansatzes Herz und Verstand auf der Suche nach der Einheit in Christus durch den einen Geist dynamisch zu durchdringen. Die Bezugnahme auf Maria lässt die Theologie das biblische und kerygmatische Zeugnis der Kirche ernsthaft in Erwägung ziehen, wonach das Göttliche und das Menschliche einander in voller Wechselseitigkeit und ungebrochener Zusammengehörigkeit durchdringen.“ (Nikos Nissiotis, *Maria in der orthodoxen Theologie*. In: *Concilium* 19 (1983), 613-625.

Maria und Kirche sind zuerst und vor allem von Gott Beschenkte. Maria hat alles „empfangen vom Heiligen Geist“, sie ist die voll Begnadete. Ebenso ist die Kirche Gottes Geschenk an uns. Gerade in ihren wesentlichen Elementen, im Wort und Sakrament, ist sie uns von Gott gegeben. In der Gemeinschaft der Glaubenden lebt der Herr des Glaubens, Jesus Christus, mitten in seiner Kirche. Es ist eine Gnade, dass wir miteinander glauben und Gott feiern, zu ihm beten und miteinander ein christliches Leben führen dürfen.

Maria ist die, die Jesus das Leben schenkt, das Leben aus dem Geist Gottes ist in ihr lebendig und wird durch sie der Welt gegeben. Genauso sollen wir den Geist Jesu, der seiner Kirche geschenkt wurde, der Welt weitergeben. Wie Maria nicht für sich allein

ihren Lebensauftrag erfüllt, sondern für alle Menschen, so ist die Kirche Pro-Existenz für die Menschen ihrer Zeit. Deshalb ist die Kirche wie Maria Mutter des Lebens, da sie durch ihren Dienst der Verkündigung, der Liturgie und der Caritas dem Leben der Menschen dient.

Dabei wird die Kirche wie Maria in diesem Dienst am Heil der Menschen Schwierigkeiten und Anfeindungen erfahren. Deshalb braucht es wie für Maria so auch für uns viel Geduld in der Bedrängnis. Das Wort des Propheten Zefanja „Fürchte dich nicht, Zion!“ (Zef 3,16) ist von daher ein Aufruf an Maria wie an die Gemeinschaft der Glaubenden, also an uns, denn von ihm her und auf ihn hin lebte Maria und lebt die Kirche: Auf Jesus hin, auf den, der „Gott rettet“ heißt.

„Die Beziehungen, die von der Kirche zur Jungfrau Maria führen, sind durchaus wesentlich und inhaltlich miteinander verflochten. Die beiden Mysterien gehören nicht nur zusammen, sondern sind ‚ein und dasselbe Mysterium‘“ (Henri de Lubac). Es ist deshalb von tiefer Bedeutung, dass die Drei Weisen im Stall von Bethlehem Maria und dem Kind begegnen und in ihnen der Kirche. Im Geheimnis der Gottesmutter wird das Geheimnis der Kirche sichtbar. Deshalb vollzieht sich in der Begegnung der Drei Weisen mit dem Christuskind und seiner Mutter und in ihrem Niederfallen und Anbeten des Kindes wirklich Kirche im Stall von Bethlehem.

Liebe Leserinnen und Leser,

„Für uns Menschen und zu unserem Heil“ – diesen Satz aus dem Credo buchstabiert der Pastoraltheologe **Prof. Dr. Manfred Belok**, seit diesem Sommer Professor in Chur, auf die pastoralen Grundvollzüge Martyria, Leiturgia und Diakonia im Zusammenspiel mit Koinonia und Missio durch. Dies geschieht im Dienste einer konkreten Füllung der Aufgabenfelder und Berufsbilder.

Auf dem Hintergrund von Erfahrungen aus dem Bistum Essen plädiert **Dr. Thilo Esser**, Pastoralreferent und Persönlicher Referent von Weihbischof Grave, für eine differenzierte Vorbereitung auf das Taufsakrament je nach Alter der Täuflinge und zeigt Wege, mit den Eltern noch nicht getaufter Kinder ins Gespräch zu kommen.

Mit der umfragegestützten Charakterisierung der Jugend von heute als „Egoisten“ setzt sich **Pfarrer Dr. Elmar Nass** auseinander, Mitarbeiter an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Uni Bochum und Subsidiar in Bochum-Linden. Er fragt nach Gründen für die „Egotaktik“ und den sich daraus ergebenden Aufgaben für Kirche und Gesellschaft.

Immer wieder überraschende Zugänge zu Fragen der Theologie und Pastoral findet **Martin Lätzel**, Theologischer Referent der Pastoralen Dienststelle des Erzbistums Hamburg. Diesmal führt sein Pfad über drei Romane aus jüngster Zeit.

Auf das klare Plädoyer von **P. Hermann-Josef Lauter OFM** für das Christusbekenntnis in einer Zeit, in der die Christologie keineswegs mehr selbstverständlich ist, folgt zum Schluss ein kurzer Blick auf ein Kölner Symposium zur Öffentlichkeitsarbeit in den Kirchenchören von Regionalkantor **Michael Koll** aus Brühl.

In der Hoffnung, dass dieses Heft mit deutlich pastoralem Schwerpunkt Sie anregt für Ihre Arbeit verbleibe ich mit freundlichem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

„Für uns Menschen und zu unserem Heil“

Zur Differenz und Einheit der pastoralen Grundvollzüge¹

„Für uns Menschen und zu unserem Heil“ – ein Satz aus dem großen Glaubensbekenntnis, ein Satz, den man aus verschiedenen Blickwinkeln anschauen kann:

(1) Eine Kurzformel, die mit nur 7 Worten ein Programm ausdrückt:

- Es geht um „uns Menschen“, also um alle Menschen, sie müssen nicht erst Christen oder gar christ-katholisch sein.
- Es geht um „unser Heil“, was auch immer das im Einzelnen sein mag.
- Es geht um Gott. Und er, von dem das hier gesagt wird, dass es ihm um „uns Menschen“ und „um unser Heil“ geht, der hat’s ja nicht nur gesagt, sondern auch tatsächlich bewiesen:

„Für uns Menschen und zu unserem Heil“ – das ist nicht nur eine Kurzformel des Glaubens, sondern auch

(2) eine Visitenkarte, mit der Sie in nur 7 Worten Auskunft geben über das, was mit Ihrer Arbeit „rüberkommen“ soll – Sie, die Sie als Pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Pastoralen Räumen Ihres Bistums mit und ohne Weihe, aber in jedem Fall im ausdrücklichen Auftrag des Bischofs professionell tätig sind, d.h.: theologisch kompetent, spirituell verankert und (vermutlich und hoffentlich) leidenschaftlich engagiert.

„Für uns Menschen und zu unserem Heil“ – ist nach innen und außen

(3) ein Logo, das in nur 7 Worten Auskunft gibt, was diese Firma Kirche eigentlich sein will – diese unsere Kirche, die ja immer

beides zugleich ist: lebendiger Organismus („Leib Christi“) und eine formale Organisation mit einer großen Schar an hauptberuflichen und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

„Für uns Menschen und zu unserem Heil“ – das ist nicht nur eine Kurzformel des Glaubens, eine Visitenkarte, ein Logo – dies alles: ja, aber nicht nur – es ist auch

(4) ein Bekenntnis in vierfacher Dimension:

- Es ist Zeugnis (Martyria, Verkündigung) von Gottes und Jesu Pro-Existenz.
- Es ist Lobpreis und Dank an Gott (Leiturgia) für seine vorbehaltlose und anhaltende Treue zu uns Menschen.
- Es ist Aufforderung, dem im Lobpreis ausgedrückten Zeugnis von Gott, also der Orthodoxie, die entsprechende Orthopraxis (Diakonia) folgen zu lassen.
- Erst in diesem Zusammenspiel von Glaubenszeugnis, Glaubensfeier und Glaubensbewährung wird Kirche als Glaubensgemeinschaft (Koinonia/Communio) erfahrbar.
- Lange Zeit ging man von der Trias Verkündigung (Martyria, Kerygma, Zeugnis), Liturgie (Leiturgia, Gottesdienst, Sakramente) und Diakonie (Diakonia, Caritas, Bruderliebe) aus. Seit einiger Zeit wird auch – von manchen, nicht von allen – als vierter Grundvollzug Koinonia (Gemeinschaft, Gemeindebildung) mit genannt.

Ich selbst favorisiere die Trias „Martyria, Leiturgia, Diakonia“, und zwar jeweils in der Spannung von Koinonia/Communio und Missio, und das Ganze unter dem Horizont der „Reich-Gottes-Botschaft“ – vertrete also das „3 plus 2 – Modell“ – will hier aber zunächst alle vier nennen, also von einem Quartett „Martyria, Leiturgia, Diakonia und Koinonia“ ausgehen.

1. Elementare Aspekte in den einzelnen Grundvollzügen

Wenn ich auf die vier kirchlichen Grundvollzüge schaue, und zwar unter der Fragestellung: Was lässt sich elementarisieren,

dann will ich, in Anknüpfung an meinen Einstieg mit „Kurzformel, Visitenkarte, Logo und Bekenntnis“, es so versuchen:

1.1 Verkündigung – nicht als Vermittlung von Lehrsätzen, sondern als Dienst am Leben

Worum geht es in der Verkündigung? Deutlich zu machen: Wer ist Gott für uns. – Das geht nicht in argumentativer Rede, sondern nur im Erzählen. Argumentierende Rede ist die Rede über etwas, will die Richtigkeit z. B. eines theologischen Sachverhaltes beweisen. Erzählende Rede ist persönliche Rede und will hinweisen, nicht beweisen. Christen sind eine Erzählgemeinschaft, die andere teilhaben lassen an Erzählungen ihres Lebens und des Lebens dessen, auf dem ihr Leben gründet: Christus. Es ist ein Erzählen davon, was Menschen vor uns und mit uns und man selber im Glauben erlebt und gelebt hat. Wie der Glaube an diesen Jesus und seinen Gott und Vater mir hilft, mit den wichtigsten Fragen des Lebens einigermaßen wahrhaftig und menschenwürdig umzugehen.

Andererseits gilt aber auch: Wo es keine Erfahrung mit Gott und seiner rettenden Zuwendung gibt, gibt es auch nichts zu erzählen. Dann, so der frühere Bischof von Innsbruck Reinhold Stecher, klappern nur noch die theologischen Mühlen – sei es in der Predigt oder sonst wo –, ohne dass sich Korn zwischen den Mühlsteinen befindet.

Fazit: „Martyria“ ist nicht einfachhin Kommunikation und Propaganda fidei, sondern inhaltlich bestimmt durch die großen Heilstaten Gottes, von denen sie erzählt und die sie feiert, und zwar in dem Bewusstsein, dass sich in der gegenwärtigen Verkündigung die sinnstiftende Macht des Reiches Gottes konkret anbietet und durchsetzt.

Solches Erzählen ist immer zeugnishaftes Reden. „Der heutige Mensch“, schreibt Papst Paul VI. in „Evangelii nuntiandi“, „hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte. Und wenn er auf Gelehrte hört, dann deshalb, weil sie Zeugen sind.“ (Nr. 41).

1.2 Liturgie – nicht Kulthandlung, sondern Feier des Glaubens

Worum geht es in der Liturgie? Sie ist nicht um Gottes willen wichtig. Gott braucht nicht unser Lob, unseren Dank und unsere Bitten! Vielmehr sind wir es, die dies brauchen! Wir brauchen Gottesdienst und Gebet, damit wir uns nicht in uns selbst verschließen und heillos überfordern. So heißt es in der Präfation der heiligen Messe (für die Wochentage IV): „Du bedarfst nicht unseres Lobes, es ist ein Geschenk deiner Gnade, dass wir dir danken. Unser Lobpreis kann deine Größe nicht mehren. Doch uns bringt er Segen und Heil.“

Die Eucharistiefeier – und die anderen Gottesdienstformen – sind Orte, wo wir zuerst Gott feiern: wir feiern ihn und danken ihm dafür, dass er durch sein Wort (Martyria) und durch konkrete Menschen sich uns und unseren Nöten zuwendet (Diakonie) und so als der erkennbar und erfahrbar wird, dessen Name heißt: „für uns Menschen und zu unserem Heil“.

Aufgrund dieser Erfahrung ist er auch die „erste Adresse“, an die wir uns mit unserem Dank und unseren Bitten hinwenden können.

Fazit: „Leiturgia“ ist nicht einfach Religionsausübung oder Kultbetrieb, sondern jener „freimütige Umgang mit Gott...“, zu dem uns Jesus befreit... und angeleitet hat..., den er freilich auch unerbittlich an unsere Barmherzigkeit und Versöhnungsbereitschaft bindet...“²

Von daher ist in diesem Zusammenhang zu fragen:

- Was fehlt unserer Art, Liturgie zu feiern, dass darin unser Glaube und unser Leben lebendig und lebhaftig vorkommen?
- Was fehlt unserer Sprache an Lebenskontakt und Lebensnähe?
- Kommunizieren wir im Gottesdienst nicht über Symbole, deren Inhalte uns „unter der Hand“ verloren gegangen sind? Wo vergewissern wir uns ihrer neu?
- Fehlen uns Erfahrungen, die uns die Symbole weiter aufschließen als nur in ihrem kognitiven, wissensmäßigen Gehalt?

1.3 *Diakonie/Caritas – solidarisch Handeln aus dem Glauben*

Worum geht es in der Diakonie/Caritas? Deutlich zu machen, an welchen Gott wir glauben und welchen Gott wir feiern. Wir verkünden und feiern ja den Gott und Vater Jesu, der in seinem eigenen Schicksalsweg Gottes solidarische Interesse am Leben und Leiden der Menschen gezeigt hat. Darum ruft das Verkündigen und Feiern dieses Gottes und Vaters Jesu auch in die Nachfolge-Praxis Jesu, und die ist eindeutig: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Mk 10, 45). Diakonie ist nicht ins Belieben der Christen gestellt, sie hat vielmehr ihren Platz im Fundament des Glaubens (in der Christologie) und ist daher konstitutiv für die Identität einer jeden Gemeinde. In der Eucharistie werden mit den eucharistischen Gaben auch ihre Mitglieder „gewandelt“ in einen „Leib, hingegeben“. Augustinus sagt: „Seht, was ihr empfangt: Leib Christi. Damit ihr werdet, was ihr empfangt: Leib Christi“. Die Konsequenz: Es braucht eine Balance von Spiritualität und Solidarität, von „Mystik und Politik“ (Dorothee Sölle, Johann B. Metz). Es gibt eine innere Verwobenheit von Gottes- und Nächstenliebe, daher gilt: „Wer in Gott eintaucht, taucht neben dem Menschen auf.“

Fazit: „Diakonia“ ist nicht einfachhin soziales Engagement gegenüber den Mitmenschen, sondern lebt von der Haltung, vom Testament Jesu her, das er in der Geste der Fußwaschung als Zusammenfassung seines gesamten Wirkens hinterlassen hat.³

1.4 *Koinonia/Communio – kein Verein religiös Begabter, sondern Volk Gottes*

Die Koinonia/Communio der Kirche wird im Glaubensbekenntnis eine „Gemeinschaft der Heiligen“ genannt – nicht im ethisch/moralischen Sinne sind wir heilig, sondern wir sind eine Gemeinschaft, die durch gemeinsame Teilhabe entsteht und aus ihr lebt: der Teilhabe an der Gegenwart des Auferweckten im Wort, in der Feier des Gedächtnisses seiner Memoria passionis et resurrectionis und im Dienst aneinander.

Fazit: „Koinonia“ ist nicht einfachhin Gemeinschaftsbewusstsein und Sozialkontakt, sondern meint das Milieu, das entsteht, wenn Gott die Menschen herausruft „zur Gemeinschaft mit seinem Sohn“...; sie impliziert das Geheimnis der eucharistischen Tischgemeinschaft ebenso wie ein kritisches Verhältnis zur Gesamtgesellschaft.

2. **Das Zu- und Miteinander der kirchlichen Grundvollzüge**

Klar bleiben muss: Die kirchlichen Grundvollzüge können nicht losgelöst voneinander jeweils ihr Eigenleben führen. Entscheidend ist eine Integration der Grundvollzüge. Denn christliche Gemeinde – ob territorial oder kategorial – entsteht und wächst dort, wo Menschen gemeinsam Gott die Ehre geben (Koinonia/Gottesdienst), ihren Glauben bezeugen (Martyria) und füreinander da sind, und zwar bedingungslos und ohne Nebenabsichten (Diakonia).

Die gegenseitige Abhängigkeit und notwendige Integration der Grundvollzüge lässt sich deutlich machen in Analogie zum paulinischen Gemeindebild von der Kirche als Leib mit Christus als ihrem Haupt und den Gläubigen als Gliedern. Parallel dazu könnte man das Verhältnis der drei Grundvollzüge zueinander so beschreiben: „Die Verkündigung ist der Kopf, die Liturgie das Herz, die Diakonie sind Hände und Füße des ‚Leibes‘ Gemeinde...“ (Willi Zauner).

Eine ähnliche Sicht vertritt auch Karl Lehmann. Er spricht von der „Gleichursprünglichkeit und gegenseitigen Vollendung der Grundfunktionen“. Damit will er einerseits die unterschiedslose Unaufgebbarkeit eines jeden Grundvollzuges zum Ausdruck bringen, insofern jeder in Jesus Christus seinen Ursprung und somit eine gemeindekonstitutive Bedeutung hat. Auf der anderen Seite soll mit der „Gleichursprünglichkeit“ der Grundvollzüge ein Freiraum für die Gemeinden signalisiert sein, je nach situativen Erfordernissen bestimmte Akzentsetzungen zwischen den drei Grundvollzügen vorzunehmen. Dass sie allerdings einen gemein-

samen Praxiskomplex bilden, in dem kein Element gänzlich ausfallen darf, erachtet Lehmann als Kriterium für die Verwirklichung eines christlichen Gemeindelebens: „Wo die Verkündigung nicht in Besinnlichkeit und Gottesfurcht wurzelt, wird sie nichts sagend und geschwätzig; wo sie sich nicht mehr in der Liebe bewährt, wird sie Ideologie; ein Gottesdienst, der nicht mehr vom lebendigen, deutenden Wort getragen wird, verdorrt zum Ritus; eine Liturgie, die nicht mehr neu in die Sendung ruft, verkümmert zum ‚Kult‘, mit dem eine nach innen gewandte Gemeinde ‚versorgt‘ wird; ohne lebende Erneuerung aus dem erweckenden Gotteswort erlahmt die Hingabekraft und der Mut der Liebe; Caritas ohne Gottesliebe wird leicht zum legalistischen Betrieb. So bedingen sich die wesentlichen Aufgaben der Kirche wechselseitig, und kommen nur so zu ihrer Fülle.“⁴ Aber, so sagt Lehmann in seiner Wahrnehmung der „Signale der Zeit“: „Aber im Durchschnitt unseres Gemeindelebens ist doch die Bruderliebe nicht ein Hauptthema der vielen Diskussionen und eine ernste Sorge der täglichen Arbeit. Christlichkeit wird sehr oft an ganz anderen Dingen gemessen, die ihren Rang behalten, aber nicht ausschließlich maßgebend sein dürfen: der häufige Sakramentenempfang, der sonntägliche Gottesdienstbesuch, die Teilnahme an der werktäglichen Messe, die bürgerliche Wohlanständigkeit. Wenn man den radikalen Ernst und das Übergewicht der christlichen Bruderliebe im Evangelium zum Maßstab nimmt, dann wird man angesichts des bittenden und sich erbarmenden Herrn eine tiefsitzende Unchristlichkeit in unserer Kirche bekennen müssen.“⁵

3. Entwicklung pastoraler Perspektiven

Für die Entwicklung pastoraler Perspektiven heißt das:⁶

Es gilt, pastorales Arbeiten und Lebensweltorientiertes Denken und Handeln miteinander zu verknüpfen. Es braucht eine „Kooperative und gesellschaftsbezogene Pasto-

ral“ – so wie sie etwa das Bistum Limburg auf seine Fahnen geschrieben hat. Es gilt, das Pastorale und das Soziale im kirchlichen Handeln zusammenzubringen, sie als Sozialpastoral, als Diakonische Pastoral zu konzipieren und umzusetzen.

3.1 Diakonie als „Einstieg ins Eigentliche“⁷

Die Wahrnehmung: In einem Stufenmodell ist die Diakonie die Eingangsstufe der Integration in die kirchliche Gemeinde. Sie bildet insofern eine günstige Gelegenheit des Einstiegs, als die Gemeinde mit Formen der Lebenshilfe auch für noch nicht kirchengebundene Menschen Plausibilität und Attraktivität erreicht. Ziel des so angelegten Stufenweges ist die Hinführung der Menschen zu verkündigenden bzw. liturgischen Praxisformen, die als das „Eigentliche“ einer christlichen Gemeinde firmieren.

Die diakonische Praxis kommt dabei in eine prekäre Situation: Sie gilt als Vorbereitungsstufe ohne Eigenwert. Ihr ekklesiologischer Stellenwert wird in einseitiger Abhängigkeit von Verkündigung und Liturgie definiert. [Das Modell begegnet z. B. dort, wo Jugendarbeit unter das Erfolgskriterium gestellt wird, ob Jugendliche auch zum Gottesdienst kommen.] Das Programm „diakonische Gemeinde“ wäre hier in der Gefahr, als Chiffre für „Mitglieder-Rekrutierung“ zu dienen – so etwa die Kritik von Hermann Steinkamp aus Münster, dem engagierten Vertreter einer Diakonischen Pastoral bzw. Sozialpastoral. Aber: Müssen wir nicht auch bewusst Menschen ansprechen, die sich für den diakonalen Dienst (in seinen vielfältigen Aspekten) gewinnen lassen, damit (a) Menschen konkret geholfen werden kann und (b) so Kirche wahrnehmbar wird als Kirche der Proexistenz, als Kirche „für den Menschen“ in den verschiedensten Notlagen?

3.2. Diakonie als „Hilfe für Randgruppen“

In diesem Modell ist das Selbstverständnis so genannter „Kerngemeinden“: Das Zentrum, den „Kern“ bildet der eher kleine Kreis jener hochidentifizierten Mitglieder, die sich

durch gemeindebezogene Aktivitäten als „eigentliche“ Gemeinde präsentieren und dies hauptsächlich in der Teilnahme an liturgischen Vollzügen manifestieren. Im Umfeld dieses Kerns findet sich die große Gruppe der assoziierten bis distanzierten Mitglieder, die vor allem als Adressaten der Verkündigung wahrgenommen werden („treue Kirchenferne“). Am Rand der Gemeinde oder außerhalb von ihr treten sozial randständige Menschen als Klientel diakonischer Aktivitäten in Erscheinung („Weihnachtsbasar-Gemeinden“).

Auch hier kommt der Diakonie – aus der Optik einer „Option für eine Diakonische Pastoral“ – ein nachgeordneter Stellenwert zu. Sie ist Hilfe für Randgruppen und damit selbst am Rand. Diakonie wird buchstäblich aus der Gemeinde „hinausdefiniert“ und mit ihr die Betroffenen im Bewusstsein erneut marginalisiert.

3.3 Diakonie als „unterentwickelte Dimension“

In der theologisch-systematischen Theorie wird nicht nur eine „Gleichursprünglichkeit“ (Lehmann), sondern auch die Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit aller kirchlichen Grunddienste postuliert. Zwischen dieser theologischen Behauptung und der Plausibilität gemeindlicher und verbandlicher Erfahrungen allerdings klaffen Welten.

Was kann man tun?

Erstens darf nicht übersehen werden, wie viel es an gelebter ehelicher, familialer, nachbarschaftlicher, kollegialer Diakonie in einer Territorial- bzw. in einer Kategorialgemeinde gibt, die oft gar nicht öffentlich sichtbar ist.

Zweitens ist zu überlegen, wie das reale Ungleichgewicht der Grundvollzüge aufgefangen und wie gegengesteuert werden kann. Herwig Steinitz, Leitender Referent im Dezernat Pastorale Dienste im Bischöflichen Ordinariat Limburg, schlägt zwei Ansatzmöglichkeiten vor:⁸

1. „EINHOLEN“ (i. S. einer quantitativen Gleichbehandlung):
 - 1.1. Eine Nachentwicklung des Bereichs Gemeindediakonie/-caritas durch Si-

herstellung des Mindeststandards: Bildung eines Sachausschusses „Caritas“ im Pfarrgemeinderat sowie Gewinnung und Qualifizierung von Ehrenamtlichen durch Aus- und Fortbildung und Begleitung.

- 1.2. Dem, was in der Diakonie/Caritas bereits geschieht, öffentliches Ansehen und Anerkennung geben (im Gottesdienst, in der Katechese, im Pfarrgemeinderat, bei Pfarrfesten, ...).
2. „ÜBERHOLEN“ (i. S. eines Qualitätssprunges):
 - 2.1 Gemeinsame Schwerpunktsetzung „Diakonie“/„Caritas“ in der Gemeindepastoral bei gleichzeitiger Reduzierung in den Bereichen Gottesdienst und Katechese, Bildung (Vereinbarung einer „vorrangigen Option für die Armen“).
 - 2.2 Wechsel vom bisher weithin gültigen pastoralen Grundansatz einer zu meist flächenmäßigen „Erfassungs- und Versorgungspastoral“ hin zu einer Grenzüberschreitung („Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles andere...“ Mt 6, 33): Nicht als neues pastorales Dogma, sondern als Einladung zu einem gemeinsamen Such- und Lernprozess in der Gemeinde, zum Beispiel in der Form eines befristeten Projektes, das
 - Betroffene, Ehrenamtliche und Hauptberufliche von vornherein an einen Tisch bringt („Starke“ und „Schwache“, „Selbstorganisation“ statt Aktivierung und Rekrutierung);
 - sich am bewährten Dreischritt „Sehen“ – „Urteilen“ – „Handeln“ orientiert und dabei „Sehen“ nicht nur als Analyse schriftlicher Daten, sondern auch als ein „Sehen mit den Augen der Betroffenen“, als ein „Hingehen und Kontaktaufnehmen mit den Betroffenen“ praktiziert, und das „Urteilen“ unter „Einbeziehung der Betroffenen“ und „in Beratung mit den Betroffenen“ vollzieht;
 - die Aspekte „Helfen“ und „Befreien“ (Caritas und Politik) verbindet;

- sich einer ganzheitlichen Arbeitsweise verpflichtet fühlt (Integration der fachlichen, kommunikativen und geistlichen Dimension; Kontemplation und Aktion);
- Gemeinde und Gemeinwesen (Stadt, Stadtteil, Lebensraum) zusammenbringt und für eine projektbezogene Kooperation auch mit nicht-katholischen Gruppen offen ist („um der Menschen und ihres Heiles willen“);
- Hauptberufliche aus Pastoral und Caritas zusammenführt (quer zu den etablierten jeweiligen Strukturen);
- durch Umwidmung vorhandener Arbeitskraft und Arbeitszeit ohne neue Planstellen auskommt;
- sich, um sich nicht zu überfordern, Unterstützung von außen sucht durch Begleitung und Vernetzung (z.B. die „Initiative Sozialpastoral“ im Bistum Limburg).

4. Die Zuordnung der Grundvollzüge als integrierendes und als dynamisches Modell

4.1 Die drei Grundvollzüge in der Spannung von *Koinonia/Communio* und *Missio*

Martyria, Leiturgia und Diakonia sind die drei gleichsprünglichen und prinzipiell gleichwertigen Grundvollzüge, die in sich jeweils eine Spannung tragen von *Koinonia/Communio* und *Missio*, von Sammlung und Sendung. So vermag die Teilhabe am Wort Gottes (Verkündigung) und an der Feier des „Geheimnis des Glaubens“ (Liturgie) sowie die solidarische Praxis konkreter Nächstenliebe (Diakonie) Menschen zur Glaubens- und Überzeugungsgemeinschaft der Christen zu versammeln (*Koinonia/Communio*). Zugleich ruft sie dazu heraus, in der Kraft erfahrener *Koinonia/Communio* bereit und fähig zu sein, sich zu anderen Menschen senden zu lassen und gemäß 1 Petr 3, 15 auskunftsfähig zu sein über das, was uns im Glauben wichtig geworden ist (*Missio*).

4.2 Die Grundvollzüge unter dem Horizont der „Reich-Gottes-Botschaft“

Rolf Zerfaß zeigt über die Spannung des kirchlichen Auftrages von „Sammlung“ und „Sendung“ hinaus noch eine andere Grundspannung auf: Nicht die Kirche bringt das Heil in die Welt, sondern sie hilft Gottes Handeln in der Welt zu entdecken. Kirche und Welt haben sich der Evangelisierung zu stellen.

Wenn ich Zerfaß zusammenfasse: Alle vier Grundfunktionen sind „für die Identität der Kirche unverzichtbar“ und haben daher kirchenkritische Bedeutung. Darüber hinaus haben sie praktische Implikationen: Sie machen die Unterschiedlichkeit der Praxisfelder deutlich, denen je andere Sprachspiele, Vorgehensweisen und Kompetenzen angemessen sind. Sie zeigen die inneren Querverbindungen auf, sie fordern eine Balance heraus und machen Einseitigkeiten sichtbar. Sie entheben den Caritas- und Bildungsbereich ihrem unterstellten „Vorfeld-Charakter“ und machen ihre zentrale kirchliche Aufgabe sichtbar. Sie lassen die eigene Berufung als konkrete Verortung erkennen und öffnen den Blick für andere Begabungen als die eigene.

Fazit dieser Zuordnung der Grundvollzüge als integrierendes und als dynamisches Modell: Es geht in der pastoralen Praxis im Grunde um zwei Dinge:

1. Zum einen darum, überhaupt eine Option zu treffen, also zu fragen: Was steht kairologisch (von den „Zeichen der Zeit“ her) jetzt, hier und heute, bei uns an?
2. Egal, welche Option wir treffen: Es geht darum, die Reich-Gottes-Perspektive in den Blick zu nehmen und die Kirchenzentriertheit aufzubrechen.

5. Wer sind die Träger/innen der kirchlichen Grundvollzüge?

Im Gegensatz zur Drei-Ämter-Lehre⁹, in der das pastorale Handeln vor allem amtsbezogen ausgerichtet ist – die Priester üben das Lehrer-, Hirten- und Priesteramt Christi aus –

ist das Konzept der Grundvollzüge Volk-Gottes-bezogen angelegt, d. h.: Alle Mitglieder des Volkes Gottes sind Träger und Trägerinnen dieser Grundvollzüge – nicht in erster Linie oder gar allein die Vertreter des kirchlichen Amtes und die, die als Pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an diesem Amt Anteil haben. Diese natürlich auch, aber zuallererst eben in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Volkes Gottes.

5.1 *Das Leben und Handeln der/des Einzelnen*

Für die einzelnen Christenmenschen bedeutet dies, dass, wo auch immer er und sie sich engagieren, die Bezüge und Querverbindungen aller Grundvollzüge im eigenen Tun bewusst werden müssen, und zwar in ihrer jeweiligen Bipolarität von (a) Koinonia/Communio und (b) Missio, von Sammlung und Sendung. Lassen Sie mich das – wenigstens exemplarisch – an einem Beispiel verdeutlichen:

Das Mitglied eines Bibelkreises

- a) setzt sich mit dem überlieferten Zeugnis unseres Glaubens auseinander (Martyria), erfährt im Austausch mit den anderen Gemeinschaft am Wort und untereinander (Koinonia) und Trost (Diakonia) und dankt in einem Gebet Gott hierfür (Leiturgia).
- b) Zugleich spürt dieses Mitglied eines Bibelkreises, dass das Einlassen auf und die Auseinandersetzung mit dem Wort Gottes ihn/sie dazu befähigt, über das, was ihm/ihr vom Wort Gottes wichtig geworden ist, jedem/jeder Auskunft zu geben, der/die danach fragt (Martyria und Diakonia).

5.2 *Das Leben und Handeln der einzelnen Gemeinde bzw. des Pastoralen Raumes*

In einem Pastoralen Raum wie dem der „Gemeinschaft von Gemeinden“ besteht zudem die Chance der Profilierung unterschiedlicher Gemeinden, und zwar in dem Sinne, dass die Akzentsetzungen von den örtlich vorgegebenen Herausforderungen und Möglichkeiten sowie von den vorhan-

denen Charismen bestimmt und für die anderen Gemeinden im Verbund nicht nur offen gehalten und zugänglich, sondern als Gemeinsames wahrgenommen werden. Arbeitsteilung bedeutet dann nicht Ausgrenzung und Abspaltung von dem, was zusammengehört, sondern Profilbildung durch Konzentration und Professionalität und verbindliche Kooperation.

5.3 *Das Leben und Handeln der einzelnen Berufsträger/innen*

Die Priesterausbildung bis in unsere jüngste Vergangenheit wurde von einem Priesterbild bestimmt, das die Priesterrolle einseitig von der Verkündigung und insbesondere von der Liturgie her definierte und glaubte, sich tendenziell von der Diakonie dispensieren zu können mit dem Argument, das Diakonische gehöre zum „Weltdienst“ und sei somit eine Domäne der Laien.

Hier ist daran zu erinnern, dass die Priesterweihe die ihr voraus liegende Diakonenweihe nicht ablöst oder gar aufhebt. Vielmehr bleibt die mit der Diakonenweihe öffentlich-amtlich erteilte Beauftragung, „für die Armen zu sorgen“, auch für den Priester in vollem Umfang erhalten.

Es braucht daher Priester, die ihre Verantwortung für alle Grundvollzüge annehmen und ihre Amtsausübung unter den Anspruch stellen, in allen Grundvollzügen zumindest präsent zu sein und darüber hinaus sich in jenen Grundvollzügen verstärkt aus- und fortzubilden und kompetent einzubringen, die auch ihrem persönlichen Charisma entsprechen: sei es z. B. in der Liturgie („ars celebrandi“) oder in den anderen Grundvollzügen.

Beim Diakon, insbesondere beim Ständigen Diakon, ist der Wahrnehmung seiner Primäraufgabe, das „Auge der Kirche“ für die konkrete Not der Menschen zu sein – diese nimmt er ja wahr in enger Verbindung mit und im Auftrag des Bischofs („pater pauperum“) – Vorrang zu geben vor der vielerorts wahrnehmbaren Fixierung auf liturgische Dienste und der Übernahme von Gemeindeleitungsaufgaben infolge des zunehmenden Priestermangels. Der Diakon sollte durch seinen Zugang zur Liturgie und zur Verkün-

digung verstärkt die Chance ergreifen, Anwalt der Diakonie zu sein und die gemeinsame Herkunft von Liturgie und Diakonie zu verdeutlichen und ihr in der Verkündigung auch ausdrücklich seine Stimme zu geben.

Die Pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – sei es auf territorialer oder kategorialer Ebene – sehe ich (immer noch) in einem theologischen Dilemma:

In der systematisch-theologischen, theoretischen Zuordnung gründet sich ihr Dienst einerseits auf amtstheologische Anleihen vom Priesteramt und andererseits auf die Grundamtlichkeit aller durch Taufe und Firmung zum Volk Gottes Gehörenden.

In der Praxis wiederum ist alles möglich: Da sind Gemeinde- und Pastoralreferent(inn)en in ihrem Dienst eher Martyria- und Communitio-orientiert. Das Theoriedefizit im Hinblick auf die so genannten pastoralen „Laien“-Berufe ermöglicht Gemeinde- und Pastoralreferent(inn)en, sich kairologisch flexibel einzubringen bzw. eingesetzt zu werden, weil im jeweiligen konkreten Arbeitsfeld nicht so sehr die Berufsrolle, sondern vielmehr das persönliche Charisma vorrangig zum Tragen kommt. Konfliktträchtig wird es allerdings dann und dort, wenn der Priester als Leiter und Dienstvorgesetzter eine andere Option als vorrangig entscheidet.

Für die Wahrnehmung von Aufgaben und Diensten in allen Grundvollzügen der Kirche muss klar sein:

1. Die Verantwortung für alle Grundvollzüge liegt prinzipiell bei allen, die miteinander Volk Gottes und Gemeinde Jesu Christi sein wollen.

2. Das geweihte und nichtgeweihte personale Personal hat – zusammen mit dem Bischof, dem „episcopos“ – die Aufgabe, darauf zu achten, dass die Grundspannung zwischen der prinzipiellen Gleichwertigkeit der Grundvollzüge und der notwendigen Optionssetzung nicht aus dem Blick gerät und Einseitigkeiten zumindest korrigiert werden.

3. Aus der ortsspezifischen Situation und realistischen Kräfteeinschätzung heraus kann es notwendig und sinnvoll sein, eine vorrangige Option für einen der Grundvollzüge zu treffen, hierfür Verbündete zu gewinnen und

diese Option konsequent zu verfolgen. Wichtig hierbei ist, die Entscheidung für eine bestimmte Option zeitlich zu befristen und in regelmäßigen Abständen zu überprüfen und zwar unter der Berücksichtigung, dass keine Option sich aus der Kriteriologie allein, sondern aus der Kairologie legitimiert, aus den „Zeichen der Zeit“ und damit aus dem, was jetzt halt dran ist.

Anmerkungen:

- ¹ Für den Artikel bearbeiteter Vortrag zum Tag der Pastoralen Dienste im Bistum Aachen 29.9.2003.
- ² R. Zerfaß: Die kirchlichen Grundvollzüge – im Horizont der Gottesherrschaft, in: Das Handeln der Kirche in der Welt von heute. Ein pastoral-theologischer Grundriss, hg. v. Konferenz der bayrischen Pastoraltheologen. München 1994, 32–50; 35.
- ³ Siehe hierzu bes.: D. Emeis, Liturgie und Diakonie. Die gemeinsame Herkunft, in: B. Krane-mann u. a. (Hg.), Gott feiern in nachchristlicher Gesellschaft. Die missionarische Dimension der Liturgie, Stuttgart 2000, 84–92
- ⁴ K. Lehmann: Gemeinde, in: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, hg. v. Franz-Xaver Kaufmann u. a. Freiburg ²1982, 5–65, 31 f.
- ⁵ Ders.: Signale der Zeit-Spuren des Heils. Freiburg 156 f.
- ⁶ M. Belok: Kooperative Pastoral. Zauberwort oder pastoraler Paradigmenwechsel?, in: Pastoralblatt 54 (2002), 300–309.
- ⁷ Vgl. zum Folgenden u. a.: H. Haslinger: Diakonie zwischen Mensch, Kirche und Gesellschaft. Würzburg 1996, 346; 366ff, 744.
- ⁸ Vgl. H. Steinitz: Diakonische Gemeindeerneuerung: Ein Weg aus der Krise der Gemeindepastoral, in: Soziale Befreiung der Pastoral. Ein Werkstattbuch der Initiative Sozialpastoral im Bistum Limburg, hg. v. F. Hillerich, H. Steinitz, K. Wolf, H. Zingel, Limburg 1999, 99–101.
- ⁹ Vgl. M. Lehner: Pastoraltheologie II: Geschichte, in: LThK Bd. 7, Freiburg ³1998, 1446–1447.

Thilo Esser

Kinder auf die Taufe vorbereiten

Ein Plädoyer für eine differenzierte Sakramentenpastoral

Aussaat in der Gegenwart

Die Umbrüche sind unverkennbar. Nicht allein die kühlen Zahlen der Statistiken ändern sich in immer rasanterer Geschwindigkeit. Viel wichtiger sind die Veränderungen im Empfinden der Menschen, denen Glaube und Kirche etwas ganz Anderes bedeuten als noch in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Die Volkskirche ist in weiten Teilen abgestorben, und zurück bleibt ein Vakuum, das zu füllen nicht einfach ist. Natürlich ist es auch schmerzhaft zu erleben, dass die Kirchenbänke leerer werden und dass das Bild der Kirche in der weiteren Öffentlichkeit häufig negativ dargestellt wird. Es kann aber auch eine Chance darin liegen, die Realität in den Blick zu nehmen und die Pastoral zu modifizieren.

Das bedeutet nicht, dass sich die Sache Jesu an eine säkulare Gesellschaft anbieten soll. Im Gegenteil: Sie muss im Gespräch bleiben, indem sie Position bezieht. Zeitgemäße Pastoral hat daher die Aufgabe einer neuen Form der Verkündigung. „Zeit zur Aussaat“ – Missionarisch Kirche sein heißt eine Schrift der deutschen Bischöfe aus dem Jahr 2000.¹ Sie lehnt sich inhaltlich an das apostolische Schreiben *Evangelium Nuntiandi* von 1975² an und legt es für die Gegenwart aus. „Die Welt in Gott gestalten und verändern“³ – das sei die Aufgabe der Gläubigen, die die Sendung Jesu Christi aufnehmen und weitertragen.

Kirche und Glaubenspraxis werden immer seltener aus erster Hand erlebt. Das, was die Medien von der Kirche zeigen, ist oft kitschig und frömmelnd. Auch Pikantes und Skandale, die für eine Schlagzeile oft taugen, vermögen wohl kaum einen Erstkontakt zu vermitteln, der für den Glauben öffnet. So sieht sich Katechese immer mehr in der Situation – selbst im Europa der christlichen Traditionen – Erstverkündigung zu leisten. Die Gründe sind vielfältig. Der Glaubenslernort Familie schwindet. Nicht nur, weil in ihr nicht mehr über den Glauben gesprochen oder gebetet wird. Das, was *Familie* ist, ist heute eine Frage der Definition und nicht mehr der Tradition. Rumpffamilien, Stieffamilien oder Patchworkfamilien lassen Kontinuitäten abbrechen. Eine veränderte Arbeitswelt und schwierigere Arbeitsmarktlage erfordern eine erhöhte Mobilität und erschweren den Prozess des Heimisch-Werdens, auch in der Kirchengemeinde. Fast paradox scheint, dass angesichts dieser Fakten Werte wie Verlässlichkeit, Treue und Beständigkeit in Umfragen an oberster Stelle stehen.⁴ Ohne dies vorschnell werten zu wollen, so ist doch die Konsequenz, dass Menschen sich scheiternd erleben. Denn es besteht zwar der Wunsch, diese Ideale zu realisieren, und doch gelingt dies oft nicht. Solche Situationen erschweren häufig den Kontakt zur Kirche. Sie wird oft, durchaus klischeehaft eng geführt, als Verkünderin einer Moral verstanden, die die eigene Lebensführung nicht einhält.

Schritte auf die Menschen zu

Vor diesem Hintergrund ist ein aktiver Weg der Kirche hin zu den Menschen notwendig. Die konkrete Erfahrung bestätigt diese These: Familien freuen sich sehr oft, wenn *jemand von der Kirche* kommt. Ganz konkret kann das bedeuten, dass die Gemeinde auf Familien zugeht, deren Kinder nicht getauft sind. Das kirchliche Meldewesen bietet die Möglichkeit, Namen der Fami-

lien zu ermitteln, in denen mindestens ein Elternteil katholisch ist. Besonders hilfreich sind hier Computer-gestützte Systeme; sollten diese nicht vorhanden sein, können die Rechenzentren der Generalvikariate bzw. Ordinariate entsprechende Listen erstellen. Wichtig ist, die ermittelten Namen im Pastoralteam durchzugehen: Wer kennt die Familien? Sind persönliche Hintergründe bekannt?

Während meines Einsatzes in einem Pfarrgemeindeverbund in Essen habe ich seit 1999 systematisch den Kontakt mit allen Familien gesucht, in denen mindestens ein ungetauftes Kind im Grundschulalter lebte. Dabei bin ich folgende Schritte gegangen:

Die Familien erhielten ein Einladungsschreiben. Darin verwies ich auf die Möglichkeit, dass das Kind in der Gemeinde auf die Taufe vorbereitet wird und das Sakrament der Taufe empfängt. Die Einladung war bewusst freundlich und persönlich formuliert; optisch ansprechende Gestaltung sollte das „Eingeladen-Sein“ unterstreichen.

Für viele ist es eine Hemmschwelle, zum Hörer zu greifen und auf Grund der Einladung im Pfarramt anzurufen. Nach ca. einer Woche habe ich daher die Familien, die nicht auf die Briefe reagiert hatten, angerufen. Dort, wo Interesse bestand, habe ich einen persönlichen Informationstermin vereinbart.

Die Familien, die nicht telefonisch erreichbar waren (etwa nur die Hälfte der Rufnummern war im Telefonbuch verzeichnet), habe ich besucht. Dort, wo ich Interesse vorfand, habe ich entweder sofort ein Gespräch geführt oder einen Termin vereinbart.

Dies Vorgehen ist zugegebenermaßen aufwändig. Dennoch scheint es lohnend zu sein, diese Schritte zu gehen. Es ist klar, dass die Aussagekraft von Zahlen begrenzt ist, wenn es um Menschen geht. Dennoch mag die Statistik zeigen, dass der Einsatz lohnt: Bei den 36 Kontakten im Jahr 2000 bin ich nur in sechs Fällen auf strikte Ablehnung gestoßen. Zur Vorbereitung meldeten sich zwölf Kinder an, und am 5. Mai 2001 wurden diese Kinder und ein Geschwisterkind im Säuglingsalter getauft. Dieter Emeis ver-

weist darauf, wie wichtig es für die Gemeinde ist, die Energie des Glaubens nicht nur im Innern zu verwenden, sondern auch nach außen zu strahlen, um dem Grundauftrag der Martyria und Diakonia gerecht zu werden.⁵ Präsent sein in den manchmal auch fremden Lebenswelten der Menschen hat missionarische Kraft.

Neben dem Weg, Familien per Post, Anruf und Besuch anzusprechen bestehen in der Regel weitere relevante Möglichkeiten der Kontaktaufnahme. So ist es in den Kindergärten in katholischer Trägerschaft Realität, dass ein bedeutender Teil der Kinder nicht getauft ist. Hier ist zu fragen, aus welchem Grund die Eltern das Kind in einer katholischen Einrichtung betreuen lassen. Neben rein praktischen Überlegungen (Nähe zur Wohnung, günstige Öffnungszeiten, moderne Ausstattung) ist es häufig das besondere Vertrauen, das gerade einer kirchlichen Einrichtung entgegengebracht wird. Dahinter steht oft eine Überzeugung, dass dort Werte und Erziehungsinhalte gelebt und vermittelt werden, die dem eigenen Wunsch nach Ernstnahme und Wertschätzung des eigenen Kindes entsprechen. Wenn eine solcherart positive Grundeinstellung zur Kirche gegeben ist, ist es nicht schwer, Familien anzusprechen. Zu achten ist selbstverständlich auf die persönliche Situation der Kinder und deren Eltern; es kann hilfreich sein, beim Aufnahmegespräch über die Möglichkeit einer Taufvorbereitung zu reden – selbstverständlich ohne den Eindruck zu erwecken, die Taufe könne Bedingung für die Aufnahme in die Einrichtung sein.

Neben den Kindergärten sind Schulen, kirchliche Verbände und Veranstaltungen (z. B. Erholungsmaßnahmen) Orte, die Schnittstellen zur Gemeinde sein können. In Schulen empfiehlt sich der Kontakt zu den Fachlehrerinnen und -lehrern im Fach Religionslehre, an konfessionellen Schulen vor allem auch zu den Klassenlehrerinnen und -lehrern. Möglich ist eine Kontaktaufnahme mit Eltern nicht getaufter Kinder bei Elternversammlungen.⁶

Neue „Traditionen“

Zu beobachten ist eine Scheu von Eltern nicht getaufter Kinder, auf Seelsorgerinnen und Seelsorger vor Ort zuzugehen. Ein Gefühl, für das Kind *etwas verpasst zu haben*, mag eine mögliche Ursache sein. Oft – und das durchaus begründbar – gibt es Vorbehalte von Seiten der Gemeinden, Initiative zu ergreifen und auf diese Familien zuzugehen. Es besteht das Empfinden, sich nicht aufdrängen zu wollen. Zu entgegen wäre, dass ein aktives Zugehen auf Familien mit nicht getauften Kindern nur dann penetrant empfunden werden könnte, wenn Eltern sich bewusst gegen die Taufe der Kinder entschieden hätten, die Gemeinden diese Entscheidung ignorierten und die Familien mit unerwünschten Besuchen, Briefen und Telefonaten belästigten. Eine solch bewusste Entscheidung ist dann zumindest unwahrscheinlich, wenn die Eltern der Kirche angehören, d. h. nicht ausgetreten sind. Vielmehr kann dann das aktive Zugehen, das zeigte die Erfahrung recht eindeutig, als *Eisbrecher* fungieren. Und weiter: Wenn sich in einem Kindergarten, einer Schule, einem Stadtteil erst einmal herumspricht, dass in der Gemeinde Kinder jenseits des Säuglingsalters auf die Taufe vorbereitet werden, dann schwindet die Scheu mit dem Bewusstsein, dass es nichts Normabweichendes ist, dass die Tochter oder der Sohn z. B. im Schulalter getauft wird. Neue *Traditionen* sind dabei sehr hilfreich. In den Jahren 1999 bis 2001 wurden im Pfarrgemeindeverbund St. Antonius – St. Mariae Geburt in Essen zunächst 6, dann 11 und schließlich 13 Kinder auf die Taufe vorbereitet und dann getauft. Sehr hilfreich ist, den Taufkatechumenat und die Tauf feiern im Stadtteil bekannt zu machen: durch die Medien und durch Multiplikatoren in den verschiedenen Einrichtungen.

Die Vorbereitung auf die Taufe

Kinder, die dem Säuglingsalter entwachsen sind, können die eigene Taufe mitvoll-

ziehen. Das verweist auf einen deutlichen Unterschied zur Säuglingstaufe, bei der in erster Linie der Ritus am Baby vollzogen wird. Daher ist es hilfreich und sinnvoll, Kinder ab einem bestimmten Alter auf die Taufe vorzubereiten. Im Kindergarten ist eine elementare Katechese angebracht. Ratsam ist, auch die Kinder der ganzen Kindergartengruppe mit einzubeziehen. Der Kindergarten kann die Vorbereitung etwa – wenn üblich – in den Kindergartengottesdiensten thematisieren. Oder es wird z. B. ein Tisch im Kindergartenfoyer aufgebaut, auf dem Bilder und Gegenstände gesammelt werden, die in der Taufvorbereitung eine Rolle spielen. Bis heute liegt zur Vorbereitung auf die Taufe von Kindergartenkindern keine katechetische Arbeitshilfe vor.

Haben Kinder das Schulalter erreicht, so ist eine Vorbereitung in jedem Falle sinnvoll. Liturgische Modelle für die Tauf feier und gottesdienstliche Feiern auf dem Weg des Katechumenats liegen von Seiten der liturgischen Kommissionen vor;⁷ der ehemalige Passauer Pastoraltheologe und jetzige Münsteraner Weihbischof Franz-Peter Tebartz-van Elst hat diese Gedanken aufgegriffen und in einer viel beachteten Publikation entfaltet.⁸ Da es noch keine katechetischen Arbeitshilfen gab, habe ich die Konzepte und Materialien zusammengestellt, die ich selbst bei der Taufvorbereitung von Schülkindern verwendet habe. Entstanden ist in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Katechetenverein die Arbeitshilfe „Eingeladen zum Fest des Glaubens. Kinder auf die Taufe vorbereiten“.⁹ Sie orientiert sich an einem ganzheitlichen Ansatz: Kinder sollen in der katechumenalen Phase Raum haben, ihr Leben aus dem Lichte des Glaubens zu betrachten. So richten sich die Katechesen zum einen an elementaren Lebens- und Glaubensthemen aus. Großer Wert ist dabei der kindgerechten Form beigemessen. Zum anderen sind Katechesen zu wichtigen Festen im Kirchenjahr aufgenommen. Schließlich gibt es einen Teil, der sich vor allem der Erschließung des Taufsakraments und seiner Zeichenhandlungen widmet, am Ende ste-

hen einige Vorschläge zur Ausgestaltung der liturgischen Feiern.

Ältere Kinder und Jugendliche sollten auch auf dem Weg zur Taufe begleitet werden. Das Recht sieht die Religionsmündigkeit mit 14 Jahren vor. Ab diesem Alter sollten die liturgischen Feiern nach dem Erwachsenenritus vollzogen werden, denn sie tragen dieser Mündigkeit und der persönlichen und selbst getroffenen Glaubensentscheidung Rechnung. Zur Vorbereitung älterer Kinder und jüngerer Jugendlicher auf die Taufe gibt es seit Kurzem erste Anregungen und weiterführende Hinweise.¹⁰ Bei älteren Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist es empfehlenswert, im einzelnen Fall genau abzuwägen, in welchem Rahmen eine Vorbereitung sinnvoll ist. Immer häufiger äußern junge Menschen den Wunsch getauft zu werden, wenn im Freundeskreis Firmlinge sind. So wäre es in diesen Fällen ratsam, die Taufvorbereitung in die Firmvorbereitung zu integrieren und vielleicht auch, dass der Bischof die Taufe in demselben Gottesdienst spendet, in denen er den anderen das Sakrament der Firmung spendet. Daneben gibt es eine ganze Reihe von Arbeitshilfen und Bausteinen zum Erwachsenenkatechumenat. Informationen dazu gibt es bei den Abteilungen Sakramentenpastoral in den Generalvikariaten/Ordinariaten und im Internet unter: www.katechumenat.de.

Eine Arbeitsgruppe des Seelsorgeamtes des Bistums Essen kooperiert mit einigen Gemeinden auf dem Feld einer differenzierten Taufpastoral. Ziel ist, in unterschiedlich strukturierten Regionen neue Wege des Taufkatechumenats zu beobachten und auszuwerten. Regionale Unterschiede sollen dabei genauso Beachtung finden wie die jeweilige Bedeutung einzelner Einrichtungen (z.B. Kindergärten, Schulen usw.). Im Vordergrund steht der Gedanke, dass eine Pastoral den Lebenssituationen des Einzelnen Rechnung tragen soll. So unterschiedlich wie die einzelnen Gemeinden – und natürlich so unterschiedlich wie die einzelnen Menschen muss – eine angemessene

Pastoral sein: eine differenzierte Pastoral. Für Erfahrungsberichte von Leserinnen und Lesern in diesem Bereich bin ich dankbar!

Eine solcherart differenzierte Taufpastoral ist eine große Chance. Natürlich stellt sie neue Anforderungen an die Gemeinden. Aber: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20), sagen die Apostel vor dem Hohen Rat. Für die Gegenwart heißt das: Die Gemeinden sind am Apostolat beteiligt¹¹; ja die Verkündigung der Glaubensbotschaft gehört zu einer der zentralen Aufgaben der Kirche und jedes Einzelnen. In einer Gesellschaft, in der Religion und Glaube immer mehr als Privatsache betrachtet wird, ist das gewiss ein hoher Anspruch. Dennoch: Ohne das Glaubenszeugnis aller Christinnen und Christen geht es nicht. Und dieses Zeugnis wird immer wichtiger. Menschen zu diesem Zeugnis zu ermutigen und sie dabei zu unterstützen, ist eine immer bedeutender werdende Aufgabe der Gemeindepastoral.

Anmerkungen:

- ¹ „Zeit zur Aussaat“. Missionarisch Kirche sein. 26. November 2000 (Die deutschen Bischöfe 68).
- ² Apostolisches Schreiben Papst Pauls VI. über die Evangelisierung in der Welt von heute. 1975 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 2).
- ³ „Zeit zur Aussaat“, 29.
- ⁴ Zu diesen Themen vgl.: Peter Neysters: Familienideal und Familienrealität. In: Lebendige Katechese 21 (1999), 85–87; Franz-Peter Tebartz-van Elst: Gemeinden werden sich verändern. Mobilität als pastorale Herausforderung. Würzburg 2001.
- ⁵ Vgl. Dieter Emeis: Grundriss der Gemeinde- und Sakramenten Katechese. München 2001, 35 f.
- ⁶ Vgl. Aufruf des Deutschen Katecheten-Vereins „Ungetaufte Kinder im Religionsunterricht – eine Chance zur Kooperation. Abgedruckt in: Thilo Esser: Eingeladen zum Fest des Glaubens. Kinder auf die Taufe vorbereiten. München 2003, 95 f.
- ⁷ Die Eingliederung von Kindern im Schulalter in die Kirche. Studienausgabe für die katholischen Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Erar-

beitet von der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommissionen im deutschen Sprachgebiet. Hg. Liturgische Institute Salzburg, Trier, Zürich. Einsiedeln/Köln und Freiburg i.Br./Wien 1986.

⁸ Franz-Peter Tebartz van Elst (Hg.): Öffne uns den Brunnen der Taufe. Die Feiern der Eingliederung in die Kirche. Stuttgart 1995. Bes.: 108–117.

⁹ Thilo Esser: Eingeladen zum Fest des Glaubens. Kinder auf die Taufe vorbereiten. München 2003. ISBN: 3-88207-342-X. 12,80 EUR (für DKV-Mitglieder Rabatte!). Erhältlich über den Buchhandel oder direkt über den Deutschen Katecheten-Verein, Preysingstraße 97, 81667 München, Tel. (0 89) 4 80 92-242; Fax (0 89) 4 80 92-237; Internet: www.katecheten-verein.de; E-Mail: katecheten-verein@t-online.de

¹⁰ Taufe zwischen 9 und 15. Materialbrief Gemeindekatechese 1/2003. Deutscher Katecheten-Verein.

¹¹ Vgl. „Zeit zur Aussaat“, 29–33.

Elmar Nass

Ökonomisierung der Jugend

Eine neue Herausforderung für Kirchen und Gesellschaft

Junge Menschen halten soziale Ziele wie Toleranz, Vertrauen oder Familie hoch. Das bestätigen die Umfragen der letzten Shell Jugendstudie. Doch die Realität konfrontiert mit zerplatzten Träumen. Die ökonomisierte Gesellschaft hat für Visionen wenig Platz. Durch anonymen Anpassungsdruck und Anreize zum Egoismus erhält sich das System, indem es sich und ihre Glieder von ihren ursprünglichen Idealen und Sehnsüchten entfremdet. Menschen sind aber nicht von Natur aus Egoisten, sie werden dazu gemacht. Eine nachhaltige Humanisierung wird als Ausweg aus der herrschenden Ökonomisierung vorgeschlagen. Sie erkennt und fördert die menschliche Sozialnatur als Motor für eine Umkehr im Sinne der frohen Botschaft vom Menschen.

(Warum) Sind Jugendliche heute egoistisch?

Egoistisch ist, wenn ein Student, der jährlich über 200.000 EURO Zinseinkünfte verfügt, den BaföG-Höchstsatz kassiert. Ist so die Jugend von heute? Eine egoistische Grundeinstellung prägte die Jugend in Deutschland, zu diesem Schluss kommt jedenfalls schon die 14. Shell Jugendstudie. Trifft diese Interpretation zu, so kann dies zwei Gründe haben. Entweder sind die jungen Menschen aus Überzeugung zu einseitigen Egoisten geworden, oder aber sie sind durch gesellschaftliche Anreize erst dazu gemacht worden. Die Studie vertritt die erste Version. Die allseits anerkannten Studien der Deutschen Shell erheben den Anspruch,

Wirklichkeit widerzuspiegeln: „Wer wissen will, wie es wirklich um die Jugend steht, sollte sich die Shell Jugendstudie zu Gemüte führen“, so heißt es auf dem Buchrücken. Doch eine kritische Lektüre relativiert den Anspruch empirisch gesicherter Objektivität. Die Studie geht der Frage nach, „ob es sich um eine generelle Abwendung von Politik als Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, um einen Rückzug aus sozialer Verantwortung handelt, oder um eine Mentalitätsveränderung, die einen neuen Lebensstil und vielleicht sogar einen innovativen Zugang zur Beeinflussung der Lebenswelt ausdrückt“.¹ Die „intensive Suche nach der personalen und sozialen Identität“ sei der Beweis für eine „Generation von Egotaktikern“, die auf Opportunismus, Bequemlichkeit und Chancennutzung setze.² Wer das nicht schaffe sei gefährdet, in Frustration oder Gewaltbereitschaft abzugleiten. Dies vorgestellte Bewältigungskonzept spreche für eine Bereitschaft zu punktuellen gesellschaftlichen Engagement, nicht aber für ein Interesse an langfristigen weltanschaulich geprägten Bindungen: Ideologie sei out. Das spreche für die „Pragmatisierung“. „Dieser übergreifende Trend bedeutet, dass sich die Prioritäten der Jugendlichen zur persönlichen Bewältigung konkreter und praktischer Probleme verschieben und damit weg von übergreifenden Zielen der Gesellschaftsreform“.³ Gegen diese Deutung der Shell Studie ist kritisch zu fragen, ob die festgestellte *Egotaktik* als eine Grundüberzeugung oder eher als eine Verlegenheitseinstellung zu deuten ist, die möglicherweise den ursprünglichen Wertvorstellungen und Idealen junger Menschen widerspricht.⁴

Junge Menschen sind in unserer Gesellschaft einer zunehmenden Ökonomisierung ausgesetzt, die über Anreize menschliches Verhalten so steuern kann, dass die einzelnen selber ökonomisiert werden, d. h. dass sie sich so verhalten, wie es das ökonomische Modell von ihnen erwartet: egoistisch. Die Vorstellung des sogenannten methodologischen Individualismus verbunden mit dem Modell des Homo oeconomicus umreißt das grundlegende Paradigma mensch-

lichen Verhaltens, das von der herrschenden neoklassischen Ökonomik zugrunde gelegt wird. Ihr höchstes Prinzip unterstellt, dass die Akteure nur aus Eigennutz handeln. Es handelt sich bei dieser Deutung um eine angewandte Theorie, die es sich zur Aufgabe macht, die reale Welt am Modell abzugleichen, um so Entscheidungshilfen für eine Annäherung an das theoretische Ideal anzubieten. Es habe „sich als ausgesprochen sinnvoll erwiesen, zumindest dann, wenn man Verhalten auf Märkten theoretisch abbilden will, zu unterstellen, die Marktteilnehmer verhielten sich so, *als ob* sie egoistische Interessen verfolgten“.⁵ Das Modell des nutzenmaximierenden Individuums versteht sich als eine heuristische Fiktion. Diese Fiktion beeinflusst derzeit maßgeblich das Wertgefüge unserer Gesellschaft, denn Wirtschafts- und Sozialpolitik folgen diesem Paradigma.

Anreize steuern menschliches Verhalten. Es wird also politisch z. B. über ökonomische Ziele entschieden. Für die Umsetzung stehen restriktive Gesetze oder das Setzen von Anreizen zur Verfügung. Freiheitliche Staaten setzen vor allem auf die Anreizwirkung, da sie die Verantwortung zur Entscheidung auf der angemessenen Handlungsebene belässt. Anreize sind nur dann wirksam, wenn sie von den angesprochenen Akteuren verstanden, akzeptiert und praktisch umgesetzt werden können. Zielbindung und Rezeptionsfähigkeit sind die wesentlichen Voraussetzungen ihrer Relevanz. Damit kommt ein anthropologisches Moment mit ins Spiel. Anreize wirken auf Entscheidungssituationen ein. Ihr Erfolg hängt davon ab, inwieweit sie eine innere Ausgeglichenheit des Menschen hervorrufen. Oder anders gesagt: Es ist unwahrscheinlich, dass Menschen nach Abwägung verschiedener Möglichkeiten dem Anreiz folgen, der sie ihrer Meinung nach unglücklicher macht oder psychisch mehr aus der Bahn wirft als ein anderer. Diese These stützt sich keineswegs auf psychologische Spekulationen. Sie lässt sich selbst unter der Annahme egoistischer Zweckrationalität belegen. Wenn diese These nun also zutrifft, dann hängt der *Erfolg*

der Anreize wesentlich davon ab, welche Wirkung sie auf die menschliche Befindlichkeit haben. Die modellhafte Annahme vom Egoisten setzt Anreize, dass der Mensch sich tatsächlich egoistisch verhält.

Ökonomische Anpassung heißt: Egoismus als Ethik

Zur Verteidigung des ökonomischen Ansatzes wird immer wieder auf den Modellcharakter des Homo oeconomicus und somit auf die damit gewollte Abstraktion von der Realität verwiesen. Doch hat das Modell unmittelbare praktische Konsequenzen, z. B. über die Empfehlung für Familienplanungen, für institutionelle Gestaltungen des Gesundheitswesens sowie für die Partnerwahl und soziales Engagement. Ökonomik ist die Fortsetzung der Ethik, so heißt das Programm des sich selbst so nennenden *ökonomischen Imperialismus*. Zweifellos erhebt diese Sicht der Ökonomie den Anspruch, selbst dem menschlichen Leben Sinn zu geben. Nach einem solchen Verständnis ist für Altruismus und deontologisch verstandene Ethik kein Platz.

Eine ökonomisierte Gesellschaft, die einseitig die egoistische Eigennutzenmaximierung als Entscheidungsmotivation unterstellt, führt zu Handlungsanreizen,

- die die Menschen in ihrer Freiheit und Innovationskraft (und damit in ihrer Leistungsfähigkeit für den Wertschöpfungsprozess) unterschätzt,
- die einer Entsolidarisierung und damit einer Mentalität der Sozialstaatsausbeutung Vorschub leisten und
- die blind machen für eine Sozialpolitik, die sich an den Bedürfnissen der Menschen orientiert.

So bestätigt sich das ökonomische Modell zirkulär. Damit kann sie ihren Zweck erfüllen. Erfolgreich ist sie im Dienst der Selbstbestätigung, nicht aber in ihrer Wirkung auf die personale Entfaltung der Individuen. Es wird hier die These vertreten, dass die Wertvorstellungen (nicht nur) junger Menschen im Rahmen anreizinduzierter Ökonomisie-

rung einseitig deformiert werden. Dies belegen verschiedene Beispiele aus der Praxis, die Probleme der Wertbildung junger Menschen im ökonomisierten Umfeld aufzeigen.

Weckung des Dämonischen

Anreize wirken persönlichkeitsbildend. Wird über sie einseitig die egoistische Natur des Menschen gefördert, führt dies zu verschiedenen Verhaltensdeformationen. Mitverantwortlich dafür ist die anreizinduzierte Unterdrückung solidarischer Verantwortung. Dafür gibt es zahllose Beispiele, von denen hier zunächst zwei Extreme exemplarisch vorgestellt werden.

Verfehlt Anreize können die menschliche Psyche so beschädigen, dass jegliches Schuldgefühl abstumpft. Dies zeigt ein Blick in die jüngste Geschichte. Ernst Jünger schreibt mit Blick auf die Zeit des Nationalsozialismus in seinem zweiten Pariser Tagebuch von der Mobilisierung all der „dämonischen Kräfte“ der „Schinder und Mörder, ... die doch sonst niemand sah und nicht einmal vermutete. Doch waren sie potentiell vorhanden, wie nun die Wirklichkeit erweist. Das Neuartige liegt in ihrer Sichtbarwerdung, in ihrer Freilassung, die es erlaubt, den Menschen zu schädigen. Zu dieser Freilassung führte unsere gemeinsame Schuld: indem wir uns der Bindungen beraubten, entfesselten wir zugleich das Untergründige“.⁶ Das bestätigt auch der Kinofilm *Das Experiment*, der auf tatsächlich durchgeführten Versuchen beruht. Normale Versuchspersonen agieren in einer simulierten Gefängnissituation als Wärter oder Sträflinge. Mit der Zeit stellt sich heraus, dass die Wärter ihre Macht missbrauchen und selbst vor Foltern nicht zurückschrecken. Es mischen sich personale und strukturell bedingte Schuld. Die dämonischen Kräfte liegen danach in jedem einzelnen begründet. Die Entfesselung geschieht aber durch die Anreize: Ein säkularisiertes System verbunden mit dem Blick auf neue Scheinwerte, auf die Phantasie des tausendjährigen Reiches. Dem Ausbruch des Dämonischen wurde der Ein-

schätzung Jüngers zufolge von der schweigenden Mehrheit die Bahn geebnet. Jeder einzelne wird beschuldigt und doch ist es die Masse, die sich der Bindungen, der bestehenden Wertvorstellungen, beraubte. Jünger versteht die Schuld als personale – erklärbar, aber nicht entschuldigbar durch das strukturelle Umfeld der Systemideologie mit ihren entsprechenden Verhaltensanreizen.

Analoge Erscheinungen sind in der ehemaligen DDR zu beobachten. Der Berliner Oberkonsortialrat Ulrich Schröter beleuchtet prägnant die Schuldfrage. Nährboden für 40 Jahre totalitärer Herrschaft sei eine stets wachsende Lethargie gewesen. Er beschreibt eine Art skurrilen Hedonismus. Unfreiheit der Wahlen, Kaderakten, Spitzelwesen waren bekannt. „Aber auch mit diesem Wissen ließ es sich noch fröhlich leben, solange man dies als unumgängliche Gegebenheit des Alltags wertete, die zwar von vielen als Scheinwelt durchschaut, aber doch hingenommen wurde“.⁷ Das bestehende Unrecht wird so nicht mehr unbedingt als solches erkannt. Die politische Verantwortung des Einzelnen für das faktische (und nicht das propagierte) Gemeinwohl stirbt ab. Das egoistische Interesse bestimmt Handeln und Denken: „Im Kreise von Kollegen und Bekannten hörte man stets nur, das hätte ja alles doch keinen Zweck. Ich wurde stets ermahnt, mich nicht so aufzuregen, es hätte ja doch keinen Sinn, ich solle lieber das Leben genießen. Ich will doch reisen, also gehe ich wählen“.⁸ Jedoch ist solches Urteil im strukturellen Kontext differenziert zu werten. In das Vakuum jener Labilität hinein stößt der Fetisch der Angst, der den Menschen bis zur Verkehrung seiner Würde hinabreißt. Ein Betroffener beschreibt dies: „Und es trifft einen schon schwer, wenn man ganz böswillige Aussagen von guten Freunden vorgelegt bekommt, als absolute Wahrheit, auch wenn man weiß, von wem sie vorgelegt werden, und wenn man eigentlich weiß, wem man vertrauen könnte. Aber das in Einsicht umzusetzen in diesem Augenblick, das ist etwas ganz, ganz Schweres, und das ist auch der beabsichtigte Effekt: die Anstiftung zum Verrat“.⁹ Schuldig müssen nicht nur die Einge-

schüchternen gesprochen werden, eher noch die Einschüchternden und erst recht die systemimmanenten Anreize, die solche Schergen hervorbringen. Jene verstecken sich heute gerne hinter Lügengerüsten. Neben diesem verständlichen Selbstschutz treffen wir aber noch auf ein Phänomen der Persönlichkeitsdeformation. Anzutreffen ist es bei Drahtziehern wie Mitträgern der sogenannten Staatssicherheit. Davon haben viele „ihre Erinnerung verdrängt ... Man war es ja nicht selbst, es war das andere Ich. Oder die Trennungslinie zwischen Erlebtem und Gedachtem oder Geträumten schwindet. Habe ich das wirklich selbst getan?“¹⁰ Eine schizophrene Selbstexkulpierung, die den Menschen entwürdigt. Diese widernatürliche Spaltung erinnert an die Entfesselung dämonischer Kräfte, von der Ernst Jünger sprach. Schuld daran trägt auch die Anreizstruktur des Systems und letztlich dessen Ideologie. Die Frage nach dem Anreizsystem ist damit insofern eine ideologische, als sie sich mit den ökonomischen, politischen und personalen Konsequenzen eines unterstellten Menschenbildes beschäftigen muss.

Schleichende Dehumanisierung

Anreizinduzierte Persönlichkeitsdeformation geschieht oft schleichend. Junge Menschen werden damit konkret im Arbeitsprozess konfrontiert. Es ist eine irri- ge Vorstellung, den Tätigen nur unter Effizienzgesichtspunkten zu betrachten und dabei aber wesentliche Eigenschaften seiner Persönlichkeit auszublenden. Diese Verkürzung führt zu ethisch und ökonomisch fatalen Ergebnissen. „Die Familien der Führungskräfte in unserem Unternehmen sind alle in den letzten Jahren zerbrochen“, dies Statement eines leitenden Mitarbeiters einer Marketingfirma ist wohl kein Einzelfall. Wenn der Betrieb als Arbeits-, Lebens- und Sinnraum schlechthin verstanden wird, geht das oft zu Lasten von Familie und psychologischer Ausgeglichenheit der Mitarbeiter(innen). Dahinter steht die Ideologie eines entpersonalisierten Menschenbildes, das auf Nützlichkeit und Egoismus aufbaut. Eine ökonomistische Betrach-

tung des Menschen im Markt will nicht nach einem Menschenbild gefragt werden. Dennoch setzt sie ein solches voraus. Gemeinwohl, Humanität und Solidarität werden als Zielvorgaben formuliert. Damit ist der Mensch nicht allein auf seine Funktionalität beschränkt. Ethisch-solidarische Ziele ließen sich nicht unmittelbar unter Marktbedingungen umsetzen. Relevant werden sie erst, wenn sie in die Sprache des Kosten-/Nutzenkalküls übersetzt sind. Der Homo oeconomicus ist dann alleiniger Wächter am Tor des Marktes, der entscheidet, welche ethischen Inhalte eintreten dürfen und welche nicht. Der moralische Standpunkt wird repräsentiert durch den ökonomischen Standpunkt, er wird überflüssig. Soziale Verantwortung wird in einen mathematisch-ökonomischen Code übersetzt und ist somit ökonomisch repräsentiert. Wenn es nun darum geht, konkrete Entscheidungen ethisch zu legitimieren, braucht also nicht mehr nach der Verträglichkeit mit Gemeinwohl, Humanität oder Solidarität gefragt zu werden. Zu fragen ist dann vielmehr nach der Verträglichkeit mit den Marktgesetzen, in die hinein ja die Ideale bereits übersetzt wurden. Egoistische Nutzenbefriedigung repräsentieren damit die sozialen Ziele. Sinnsuche, Ängste, Träume, Emotionen gehören aber nicht allein aus christlicher Perspektive zum Menschen ebenso dazu wie seine Versuchbarkeit, sich selbst das Recht des Stärkeren zu sichern. Diese Dimensionen menschlicher Natur aber werden ausgeblendet. Zugleich wird den Menschen eine schwere Entscheidung zugemutet. Sie sollen selbst definieren, was der Mensch und was die Umwelt ist. Diese Entscheidungsprozesse wiederum folgen keinem vorgegebenen Ideal der Menschlichkeit. Die Definition müsste folgerichtig zu einer Art *Homo oeconomicus* als Menschenbild führen, da ja ein anderer Standpunkt nicht mit entscheidet. Mit anderen Worten: Dem Mitarbeiter werden soziale Motive zwar zugestanden, doch gehörten sie nicht in den Arbeitsalltag hinein. Sie könnten daheim oder in der Kirche gepflegt werden. Im Alltag des Unternehmens könne man sich darauf verlassen, dass mögliche

ethische Bedenken und Argumente schon durch die Marktlogik zum Guten geführt würden. Das Auseinanderreißen der beiden innermenschlichen Blickwinkel in voneinander getrennte Kompetenzbereiche (Arbeit, Privatleben) wird dem menschlichen Wesen nicht gerecht. Solches Denken ist der schlechende Weg in eine Schizophrenie, die Zusammengehörendes entkoppelt. Weder langfristiger ökonomischer Nutzen geschweige denn menschliche Zufriedenheit sind von solchem Denken zu erwarten. Soziale Ideale, die nach der Shell Studie gerade bei jungen Menschen verbreitet sind, werden damit ins Abseits gestellt, ja es besteht die Gefahr, dass sie durch die ökonomischen Denkwänge beherrscht werden. Das Beispiel aus der Marketingfirma bestätigt das.¹¹

Eine ökonomisierte Gesellschaft kennt allein die Nutzenlogik. Das führt auch in der Gesundheits- und Familienpolitik zu absurden Ergebnissen. Die Behandlung eines Menschen richtet sich dann nach seiner ökonomischen Nützlichkeit für die Gesellschaft: Der Manager erhält eine bessere Behandlung als der Bäcker. Solche Abwägungen führen zu einer grausam ökonomischen Verzweckung des menschlichen Lebens und einer Ausblendung der gleichwertigen Würde jeder Person. Eine bereits diskutierte Anwendung auf die Familienpolitik kommt zu ähnlich darwinistischen Ergebnissen. Nach der *qualitativen Familienplanung* sind sozial hochstehenden Paaren besondere Anreize zum Kinderreichtum zu geben, weil deren Kinder statistisch gesehen den Lebensstandard unserer zukünftigen Gesellschaft anheben. Abgesehen von der Fragwürdigkeit dieser Qualitätshypothese wird offenbar eine ökonomische Messlatte zum Wert von Kindern angelegt. Eine Gesellschaft, in der sich solches Nutzendenken durchsetzt, schafft ein Klima, in dem es humane Werte und soziale Ideale junger Menschen schwer haben.

Humanisierung heißt: junge Menschen zu verstehen

Die Beispiele zeigen auf, dass unsere ökonomisierte Gesellschaft den Menschen von

sich selbst entfremden kann. Natürlich gegebene soziale Ziele und Ideale junger Menschen haben es da schwer. Die Shell Studie belegt den hohen Stellenwert von sozialen (Freundschaft, Partnerschaft, Familie, Kontakte) und Freiheitswerten (Eigenverantwortung, Kreativität, Unabhängigkeit) junger Leute. Die Wünsche nach Familie und Treue, das Ja zur Demokratie wie die Bereitschaft zu Verantwortung und Fleiß stehen insgesamt erstaunlich hoch im Kurs. Selbstverwirklichung und Karriere sind ebenso gefragt. Sind aber folgerichtig die gewünschten Werte und Tugenden deshalb Mittel zum Zweck persönlicher Interessen? Diese allzu vorschnelle Konsequenz will die Shell-Studie nahe legen. Damit hat sie allein die egoistische Rationalität als Erklärung beobachteter Phänomene als Antwort auf der Liste. Eine alternative Deutung liegt aber nahe, wenn die Umfrageergebnisse der Studie an der konkreten Wirklichkeit gemessen werden. Die zu beobachtenden Reaktionen auf Katastrophen wie auf den 11. September, das Massaker von Erfurt, die Flutwelle im Sommer 2002 oder die Reaktionen um den Irak-Krieg beweisen den Sensus junger Menschen für übergeordnete Ziele. Blumen, Kerzen, Gottesdienste, Hilfsaktionen belegen ein inneres Gespür für eine höhere Gerechtigkeit, für Frieden und Solidarität, für eine Sehnsucht, die sich etwa auch im Wunsch nach Familie und Treue widerspiegelt. Eine Orientierung, wie sie der christliche Glaube anbietet, ist also gefragt. Die ökonomisierte Realität konfrontiert aber heute mit zerplatzten Träumen. Schnell sind die Blumen verwelkt, die Kerzen erloschen, die Kirchen wieder leer – nur Strohfeder? Steigende Scheidungsraten und der Drang nach Neuem machen Familienwünsche zunichte. Der einseitig auf Egoismus zugeschnittene Zeitgeist ist oft stärker als es die Ideale junger Menschen sind. Das hat „zunehmende Verunsicherungen hinsichtlich der eigenen Zukunftsperspektiven zur Folge“.¹² Eine solche Diskrepanz führt zu einer inneren Skepsis gegenüber ökonomisierten Regeln und Anreizen. Diese Spannung weckt bei den jungen Leuten gerade das Bedürfnis nach einer

humanen Orientierung, die ihren Sehnsüchten Relevanz verleiht. Wird eine solche aber aus ihrer Sicht nicht glaubwürdig vermittelt und umgesetzt, dann bleibt ihnen als Ausweg (als zweitbeste Lösung) – und gerade nicht aus Überzeugung – das Vertrauen auf sich selbst: die *Egotaktik*. Eine solche Deutung stützt sich auch auf den in der Shell Studie nachgewiesenen hohen Stellenwert persönlicher (Un-)glaubwürdigkeit von politischen Amtsträgern für das Vertrauen bzw. Misstrauen in die Parteipolitik. Die *Egotaktik* ist dann keineswegs Beleg für eine grundsätzliche Abkehr von sozialen Zielen, sondern vielmehr für eine frustrierte Antwort auf mangelnde Glaubwürdigkeit derjenigen Personen und Institutionen, die Wertorientierung auf ihre Fahnen schreiben. Dies gilt leider auch mancherorts für die Kirchen. Die Botschaft der Shell Studie lautet, die Egotaktik diene der Lebensentfaltung und müsse dementsprechend gefördert werden. Doch dieser Weg führt in die Irre. Ziel muss vielmehr das Durchbrechen der Frustration über den allseits geförderten Egoismus sein. Dies gelingt erst, wenn Politik und auch Ökonomie den Menschen nicht vorschnell als rein egoistisches Wesen abstempeln, sondern noch damit rechnen, dass jeder Mensch Träger einer zweiten sozialverantwortlichen Rationalität ist, die durch entsprechende Anreize aktiviert werden kann und soll. Eine solche Politik muss sich auf den Entwurf eines neuen Anreizsystems stützen, das nicht allein die egoistische Natur des Menschen anspricht, sondern ebenso seine soziale. Eine in diesem Sinne verstandene Humanisierung kann die negativen Folgen einer zunehmenden Ökonomisierung stoppen. Die Kirchen können und müssten mit ihrem christlichen Bild vom Menschen Vorreiter für eine solche Kehrtwende sein und sollten so einen innovativen Beitrag zur humanen Zukunft unseres Sozialwesens leisten: vor allem im Sinne der nachwachsenden Generationen.

Literatur:

- Deutsche Shell (Hg.): Jugend 2002. 14. Shell Jugendstudie. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Frankfurt a. M. 2002.
- Gilbert Furian: Mehl aus Mielkes Mühlen. Berichte, Briefe, Dokumente. Berlin 1990.
- Ernst Jünger: Tagebücher II. Das Zweite Pariser Tagebuch. Stuttgart 1963.
- Elmar Nass: Demokratie als Egotaktik. Zur ideologischen Botschaft der Shell Jugendstudie 2002, in: Zeitschrift für Politik 1/2003, 91–97.
- Elmar Nass / Michael Müller-Vorbrüggen: Personalführung und Menschenbild. Ethische Orientierungsmerkmale für Unternehmen, in: Personal 5/2003, 22–26.
- Cornelia Schroers / Elmar Nass: Analyse ist gut. Verstehen noch besser. Die 14. Shell-Studie im kritischen Licht christlicher Sozial- und Bildungsarbeit, in: Lebendiges Zeugnis 1/2004, 52–62.
- Ulrich Schröter: Von der Schwierigkeit, Schuld im DDR-Alltag anzuerkennen. Rückblick und Ausblick, in: Haeffner, Gerd (Hrsg.): Schuld und Schuldbewältigung. Düsseldorf 1990, S. 91–115
- Joachim Weimann: Wirtschaftspolitik. Allokation und kollektive Entscheidung. 2. Aufl. Berlin et al. 2001.

Anmerkungen:

- ¹ Deutsche Shell 2002, 13.
- ² Deutsche Shell 2002, 31 ff.
- ³ Deutsche Shell 2002, 152.
- ⁴ Vgl. Schroers/Nass, 2004.
- ⁵ Weinmann 2001, 40.
- ⁶ Jünger 1963, 43.
- ⁷ Schröter 1993, 97.
- ⁸ Furian 1990, 57.
- ⁹ Furian 1990, 226.
- ¹⁰ Schröter 1993, 95.
- ¹¹ Vgl. Nass/ Müller-Vorbrüggen 2003.
- ¹² Deutsche Shell 2002, 47.

Martin Lätzel

Glaubenswege

Anmerkungen zu drei belletristischen Neuerscheinungen

Was glauben Menschen heute? Beeinflusst von einer Umgebung, die den Konsum und die Selbstverwirklichung auf ihre Fahnen geschrieben hat, sind Menschen auf der Suche nach einem Kern, einem Sinn in ihrem Leben. Die Sinnsuche äußert sich in verschiedenen Formen, ebenso findet sich eine große Vielfalt im religiösen Ausdruck. In den vergangenen Monaten sind drei Romane erschienen, die auf den ersten Blick nicht viel miteinander zu tun haben. Analog gelesen finden sich jedoch interessante Ansätze in Bezug auf die genannten Fragen. Vielleicht gerade deshalb, weil die Erzählungen eine Möglichkeit bieten, die heutige gesellschaftliche Situation historisch zu paraphrasieren. Biographische Erlebnisse und Erfahrungen von Glaubensgemeinschaften in vergangenen Zeiten bergen für den/die theologisch interessierten Leser/-in einige Anstöße zum Weiterdenken.

Geld oder Leben?

Die Sinnsuche der Menschen in der Bundesrepublik beschreibt die Autorin Birgit Vanderbeke (* 1956) in ihrem Roman *Geld oder Leben* (Frankfurt/Main 2003). Die Ich-Erzählerin geht ihrem eigenen Lebensweg nach, der Kindheit und Jugend im Wirtschaftswunderland Deutschland, dem Aufstreben der Elterngeneration nach Reichtum und Wohlstand, *damit es die Kinder einmal besser haben*. Vieles dreht sich dabei ums Geld oder vielmehr um das „Kein-Geld“, das dem Aufstieg im Wege steht. Woran glauben in dieser Zeit? „Früher gehörte der liebe Gott noch dazu, und es ist immer dasselbe Prinzip: Entweder man glaubt es, oder man

glaubt es nicht. Wenn alle daran glauben, heißt es, es funktioniert“ (7). Was aber, wenn nicht mehr alle glauben, wenn der Glaube unter der immanenten Ökonomie zu verschwimmen droht? „Das mit dem lieben Gott hatte sich weitgehend erledigt, als ich geboren wurde, jedenfalls mit dem lieben Gott, an den sie früher einmal geglaubt hatten, wo ich geboren wurde, es gibt ja noch andere in anderen Religionen. Ich zum Beispiel glaubte als erstes an Schokolade“ (7). Im Laufe der Erzählung ändern sich die *Glaubensinhalte*. Bald wird das Kind reifer und erwachsener, das Begehren dreht sich nicht mehr um die Schokolade, sondern um Demokratie und Revolution, um Drogen und andere Betäubungen und schließlich um Liebe. Es bleibt aber das Geld als letzter innerer Lebensinhalt.

„Nachdem der Osten pleite gegangen war, gab es keinen Grund mehr, an den Weltfrieden zu glauben, und seit alle nur noch symbolisch kommunizierten, anstatt miteinander zu sprechen, machte es keinen Sinn mehr, zusammen zu gehen oder Gruppen zu bilden. An die heile Familie glaubte schon lange kein Mensch mehr, vom lieben Gott ganz zu schweigen, also fingen die Leute an, ziemlich vereinzelt durch die Welt zu gehen und mit dem Kabelfernsehen zu kommunizieren, und manchmal waren Wahlen, aber es war ziemlich egal, was dabei herauskam ..., und die Leute gingen nicht mehr hin, weil sie aufhörten, an die Demokratie zu glauben, ...jedenfalls war es eine ziemliche Glaubenskrise, weil natürlich die Glücksansprüche nicht erfüllt werden, wenn man sich teure Tierchen kauft und darauf hoffen muß, daß der andere an dem Tierchen schon sehen wird, daß man ein cooler Typ ist, der Kohle hat, und je unübersichtlicher das System wird, um so mehr muß man sich ans Fernsehen hängen, um auf dem laufenden zu sein, und dann hat man vielleicht Pech und sitzt im Restaurant, bestellt Pasta mit Rucola und Pinienkernen und italienisches Mineralwasser, und der andere merkt es nicht mal, weil man gerade ein halbes Jahr im Ausland gewesen ist und nicht weiß, daß man ihm

durch die Nudel sagt, wer man ist, und dann ist man völlig umsonst mit ihm ausgegangen“ (134).

Was ist das für ein seltsames Miteinander, in dem einem Mitmenschen „durch die Nudel“ die eigene Bedeutung veranschaulicht werden soll? Umso schlimmer, wenn die Mitmenschen die Botschaft nicht verstehen. Das Ergebnis ist für die Existenz katastrophal. Fehlt jedweder transzendente Rückbezug (religio) für das Leben, baut das eigene Profil allein auf dem Spiel von „Geld“ und „Kein-Geld“ auf, wird der Tageslauf zum Kampf um Anerkennung und wirtschaftlichem Wachstum. „Hast du was, bist du was“ wird zum Credo einer Fiskalreligion. Birgit Vanderbeke gelingt es, diesen Auf- und Abstieg und die damit verbundenen Auseinandersetzungen schonungslos offen zu beschreiben. „Eine Zeitlang funktionierte die Geldvermehrung fantastisch. Alle merkten, daß ihr Geld von sich aus mehr wurde, ohne daß jemand etwas machte, also brauchte keiner mehr jemanden, der etwas machte Kurz darauf kam heraus, daß die Leute, die nicht mehr gebraucht wurden, nicht genug Geld hatten, um sich davon Geld zu kaufen, also kauften sich immer weniger Leute Geld, das Geldkaufen fing an, ziemlich teuer zu werden...“ (139). Für die Autorin steht am Ende des Berichtes dieselbe Frage wie zu Beginn: „... an irgendwas mußst du doch glauben. Ich weiß nicht, sage ich“ (140). Anders gefragt: Wie komme ich aus dem sinnlosen Teufelskreis von Hausse und Baisse, Geld sammeln und Geld vermehren in meinem Leben wieder heraus? An die Stelle des kindlichen Glaubens an Schokolade ist das skeptisch-zweifelnde „Ich weiß nicht“ getreten. Was für eine Botschaft und was für einen Glaubensvollzug brauchen Menschen um diese transzendente Leere zu füllen? Das ist eine konkrete Anfrage an die kirchliche Praxis.

Lewis Reise

Vielleicht finden wir Antworten in zwei weiteren Romanen über den Glauben, die

in jüngster Zeit erschienen sind. Da ist zunächst einmal das Buch *Lewis Reise* (München-Wien 2003), erzählt von dem schwedischen Autor Per Olov Enquist. Enquist beschreibt in eindrucksvollen, manchmal auch recht geheimnisvollen Worten, die Entstehung und das Anwachsen der schwedischen Pfingstlerbewegung. Ausgangspunkt sind seine eigenen Erfahrungen, die Mutter war als tiefgläubige Frau in der Bewegung verwurzelt. Mit diesem biographischen Gepäck macht sich der Autor auf die Suche nach den beiden Gründerfiguren, Lewi Pethrus und Sven Lidmann. Pethrus, ein begnadeter Prediger und Organisator, und Lidmann, bekehrter Schriftsteller und Bon vivant, sind die zwei Pole, zwischen denen eine zunächst von den großen und mächtigen evangelischen Kirchen in Schweden abgelehnte Bewegung erstarkt. Pethrus, auf den die Bewegung primär zurückgeht, wird von der eigenen Baptistengemeinde ausgeschlossen. Er beginnt Ideen umzusetzen, die ihren Ausgang in Amerika gefunden haben, nämlich die geistdurchwirkte Predigt des Evangeliums in kleinen Gruppen und Gemeinschaften, die sich in Zeiten großer wirtschaftlicher Not in Schweden gebildet haben.

„Er sollte, wie das Bibelwort besagte, eine eiserne Säule und eine ehernen Mauer wider das ganze Land werden, wider seine Großen, wider seine Priester und wider das Volk. So hatte es dagestanden. Fast alle würden gegen ihn stehen. Er hegte deshalb Zuversicht. So fing es an“ (150).

Im Mittelpunkt seiner Verkündigung stehen die Erlösung durch Christus und der Einsatz für die sozial Benachteiligten. Nicht nur werden Gemeinden und Gebetskreise gegründet, fast gleichzeitig schaffen die Pfingstler ein caritatives Imperium mit Obdachlosenspeisung und Armenfürsorge. Ihr Einsatz ist dabei ebenso radikal wie die verkündete Glaubensbotschaft:

*„Himmel und Erd' mögen brennen
Höhen und Berge vergehn,
doch wer da glaubt, wird erkennen,
die Versprechen bleiben bestehn.“ (220)*

Die Botschaft kommt an. Obwohl von den großen evangelischen Kirchen argwöhnisch betrachtet, expandieren die Pfingstler in ganz Schweden.

„Niemand verstand im Nachhinein richtig, was die Bewegung eigentlich attraktiv machte und sie wachsen ließ. Doch sie wuchs. Es war nicht allein die kleine Philadelphia-Gemeinde in Stockholm, die sich verzehnfachte und verzehnfachte; sie bildete auch Ableger. Im ganzen Land entstanden kleine Pfingstgemeinden.... Die Baptistenbewegung ... hatten sich vielleicht nicht vorgestellt, daß es so werden würde, als man erst einmal Gottes Daumenlösung auf den kleinen Prediger mit der Haarlocke aus Lidköping zeigen ließ und ihn dann hinauswarf. Nein, definitiv nicht, tatsächlich hatte man einen katastrophalen Fehler gemacht. Es war, als ob etwas von diesem kleinen Lewi ausstrahlte, wie von einem Kraftzentrum, geradezu ausstrahlte! Sicher Gottes und des Erlösers strahlende Gnade! Ganz sicher!“ (246)

Das Anwachsen der Bewegung stellte die Verantwortlichen vor große Probleme. Waren die neu gegründeten Gemeinden eigenständig oder der Zentrale in Stockholm verantwortlich? Die Pfingstler bekamen verstärkt kirchlichen und politischen Einfluss. Wie war mit der gewonnenen Macht umzugehen? Mit den Fragen treten latente Spannungen offen zu Tage. Haben Pethrus und Lidmann trotz ihres unterschiedlichen Charakters bisher gemeinsam für die Pfingstbewegung gekämpft, werden sie nun zu erbitterten Gegnern. Während Pethrus Gefallen an der Macht gefunden hat und eine stärkere politische Einflussnahme wünscht, möchte Lidmann sich auf die innere Mission konzentrieren, greift den Mitstreiter persönlich an und unterstellt ihm egoistische Machtgelüste.

Die Radikalität der Botschaft führt zur Trennung der beiden Männer. „Jeder Mensch ist berufen, selbst zu denken. Aber die Spalter müssen aus dem Mund der Gemeinde ausgespien werden, und dafür

muß es bestimmte Regeln geben“ (504). Per Olov Enquist wandelt auf den Spuren der Auseinandersetzung. Dabei zeichnet er nicht nur ein Psychogramm der Protagonisten, er zeigt ebenso klar auf, welche Gefahren im Erfolg einer Organisation liegen können. Lewi Pethrus spricht im Rückblick:

„Eine der großen Gefahren für die Pfingstbewegung ist ihr Erfolg und ihr Anwachsen. Es ist eine sehr große Gefahr für die Führung einer Bewegung, daß ihr mit dem Anwachsen der Bewegung der Kamm schwillt und man sich seiner Stärke bewußt wird. Das ganze wunderbare Material von Hingabe, Treue, Liebe und Opferbereitschaft kann zu einer Plattform der Machtausübung gemacht werden. Das halte ich für eine der großen Gefahren in allen Bewegungen.“ (565)

Alle Bewegungen, und hier nehme ich die christlichen Kirchen nicht aus, stehen in einer Ambivalenz. Da ist auf der einen Seite die Überzeugung von der eigenen Botschaft. Es gilt, profiliert für die eigenen Ideen einzustehen, nach Innen und nach Außen. Da ist auf der anderen Seite die Gefahr, sich zu sehr an die gesellschaftliche und politische Macht zu gewöhnen und Gefallen an der Einflussnahme zu finden. Beide Wege führen in ihrer Radikalität in die Aporie der Selbstreferentialität. Wer nur noch den Binnenraum der Organisation im Auge behält, dreht sich im Kreis, wird den Blick für die Realitäten und die Gesellschaft um sich herum verlieren. Wem es alleine um die Macht und das Anwachsen des Systems geht, der wird auf die Dauer die Substanz vergessen, die einstmals zum Entstehen und zur Begeisterung beigetragen hat. Ist es deswegen heute dazu gekommen, dass die Pfingstbewegung in ihrem Ursprungsland, in Schweden, kaum mehr eine Bedeutung spielt? Der Aufbruch findet woanders statt, hauptsächlich in Südamerika.

Pappeln im Wind

Südamerika ist der Schauplatz eines weiteren Romans. Der kanadische Schriftsteller

und Anglist Rudy Wiebe erzählt von den *Pappeln im Wind* (Frankfurt/Main 2004), dem Weg deutschstämmiger Mennoniten aus den Weiten Russlands in die Tiefe des paraguayischen Urwalds. Die „wehrlosen Christen“ haben ihren Ursprung in den Wiedertäuferbewegungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Ihren Namen leiten sie von dem friesischen Priester Menno Simons († 1561) ab, der unter ständiger Verfolgung durch die Behörden die Grundlagen ihrer Theologie entwickelte und in der Nähe von Lübeck starb. Seine Anhänger verstreuten sich über die ganze Welt, ließen sich dort nieder, wo sie ihre Religion ungestört ausüben konnten. Viele gingen nach Nordamerika, einige siedelten im russischen Zarenreich. Wiebe zeichnet die Wege derjenigen Mennoniten nach, die im Zuge der Oktoberrevolution und unter dem Druck des sowjetischen Systems die UdSSR verlassen haben und nach Nord- und Südamerika geflüchtet sind. Der Autor selber ist ein Nachkomme einer deutsch-mennonitischen Familie, sein Roman hat damit, ebenso wie die Erzählung von Per Olov Enquist, autobiographische Züge, verarbeitet die Suche nach der eigenen Identität und der der Eltern. Kern der mennonitischen Wanderung ist die Sehnsucht nach einer Heimat. Orte wurden ausgetauscht, Hauptsache sie boten Sicherheit.

„Doch wo immer sich Mennoniten niederließen, ob in Kanada oder, falls auf Hörensagen und gutes Gedächtnis Verlaß war, schon vor langer Zeit in Russland, immer hatte es solche oder so ähnliche Dorfnamen gegeben: Gartental, Blumenau, Rosenfeld, Friedrichsruh. Jedes dieser Wörter bezeichnete einen Ort, unabhängig von seiner Bedeutung. ... der Name des Dorfes war einfach Ausdruck ihres bedingungslosen Glaubens.“ (144 f)

Die einzige ewige Heimat bietet der Glaube.

„Sie kennen doch das Problem der Mennoniten? Sie haben schon immer Juden sein wollen. Land besitzen, das Gott ihnen zum Eigentum gegeben hat und in das sie geru-

fen worden sind. Damit, wenn jemand sie daraus vertrieben hätte, sie immer darum kämpfen könnten, es wieder zurückzukommen. Wohin immer es sie verschlägt oder sie hinziehen, versuchen sie sich zu beweisen, daß sie jenes Land erbauen. ... Das ist eben die Schwierigkeit mit den Mennoniten. Bei ihnen ist es sichtbarer als bei den meisten anderen Christen, auch den Protestanten. Sie wären so gern Juden. Auf dem Berg sprach Moses ‚Geht über diesen Fluß, dort ist das Land, das Gott euch gegeben hat auf ewig‘; Jesus hat nur gesagt, ‚Ich werde euch eine Stätte bereiten und werde wiederkommen und euch zu mir nehmen. Aber wartet.‘ Moses gab seinem Volk Manna zu essen, als es hungrig war, und Jesus hat das auch ein Weilchen getan, hat sich dann aber geändert. Er sagte nur, ‚Ich bin Brot genug für euch. Gedenket meiner.‘... Das ist das große Problem mit Jesus... Er gibt dir nichts, was du in der Hand halten kannst.“ (338)

Der Glaube trägt durch Verfolgung und Flucht, er bildet die Klammer, die das Leben mit der Gemeinschaft verknüpfen kann. Was aber passiert, wenn der Glaube leer wird, nur noch auf die Funktion der Identitätsstiftung beschränkt bleibt? „Ich glaube nichts“ (330), stellt eine der Hauptfiguren am Ende des Romans fest. Sein Mennonitentum hatte nur dort Bestand, wo es eine heimatliche Funktion erfüllte, die es sonst, als Verfolgter in Russland, in Sibirien oder an der chinesischen Grenze nicht gab.

Auch in der Quintessenz von *Pappeln im Wind* ist – wie bei Enquist – eine Ambivalenz zu konstatieren. Einerseits lesen wir von Menschen, die tapfer zu ihren Glaubensüberzeugungen stehen, in Treue zur gewaltlosen Botschaft der Mennoniten. Sie verweigern den Militärdienst in Russland, ihr einziges Begehren gilt der gesicherten (konfessionellen) Existenz. Andererseits führt das Verhalten zur Heimatlosigkeit, womöglich ein noch größeres Leiden als die Verfolgung. Aus dieser Aporie kann man sich nur durch Integration in die Gesellschaft befreien, bei Preisgabe der Glau-

bensüberzeugungen. Oder aber man zieht sich in eine selbst gewählte ghettoisierte Heimeligkeit zurück, die, mitten im paraguayischen Gran Chaco, ihren Ausdruck findet in Ortsnamen wie Rosenau und Blumenfeld.

Stimme für die Offenbarung

Wie sieht der Ertrag der Lektüre in der Sicht eines Theologen aus? Zunächst einmal handelt es sich bei *Geld oder Leben*, *Lewis Reise* und *Pappeln im Wind* ganz banal um spannende Literatur, die sich im Themenkreis von Glauben, Religion und Überzeugungen bewegt. Allein hier liegen genügend Ansatzpunkte für die theologische Reflexion.

Darüber hinaus finden sich Anregungen für die aktuelle Diskussion über die Stellung der Kirche in unserer Gesellschaft. Die großen Kirchen stehen heute vor der Frage einer verstärkten inneren Mission oder dem Engagement in einer oft säkularen Umwelt. Wie gehen wir mit unseren Überzeugungen um? Glauben wir an unsere Stärke und hoffen wir auf ein Wachstum? Der politische Einfluss, wie wir ihn jahrzehntelang gewöhnt waren, hat abgenommen. Die Gefahr, nur noch das eigene System selbstreferentiell zu pflegen, ist evident. Es gilt, neue Formen des gesellschaftlichen Engagements zu entwickeln um auch weiterhin die Stimme für die christliche Offenbarung und den Wert menschlichen Lebens erheben zu können. Wir sind als Christinnen und Christen aufgefordert, in der Treue zur Botschaft Heimat in der Moderne zu finden. Im Osten Deutschlands und wohl auch zunehmend in den so genannten alten Bundesländern wirkt überzeugtes Christentum anachronistisch, wenn nicht gar exotisch. Wenn wir weiterhin in unserer Gesellschaft Heimat haben wollen, müssen wir einen Weg beschreiben, der die oben genannten Aporien vermeidet. Weder dürfen wir uns allein auf die „innere Mission“ beschränken noch auf gesellschaftliche Anpassung und die daraus vermeintlich folgende Anerkennung erpicht sein.

Weder dürfen wir der Beheimatung wegen die Botschaft der gesellschaftlichen Entwicklungen preisgeben, noch eine Stiefmütterchen-Kirche pflegen, die sich hinter Gartenzäunen Marke „Ruhleben“ verschanzt. Die Fragen der Menschen sind da, das beweist uns Birgit Vanderbeke paradigmatisch auf fast 140 Seiten. Aufgabe der Pastoral muss es sein aufzuzeigen, dass da an mehr zu glauben ist als an Schokolade und Geldvermehrung.

Hermann-Josef Lauter OFM

Können wir noch an Christus glauben?

Der Begriff „glauben an“ (*credere in*) wird im Credo ausschließlich für die Beziehung zu Gott verwendet. Es heißt also nicht „Ich glaube an die Kirche“, sondern „Ich glaube die Kirche“.

„Glauben an“ bedeutet die totale Selbstübergabe der Person mit ihrer ganzen Existenz an Gott und ebenso an Jesus Christus. Letztere ist nur möglich und erlaubt, wenn Jesus mehr ist als ein Mensch, und mag dieser noch so hoch von Gott erhoben und ausgezeichnet sein. An einen bloßen Menschen zu glauben, ist Götzendienst. Eben das wird uns Christen vom Judentum und vom Islam vorgeworfen. Deshalb trifft der jüdische Theologe Shalom Ben-Chorin die Feststellung: „Der Glaube Jesu einigt uns, aber der Glaube an Jesus trennt uns.“

Das größte geistige Ereignis unserer Zeit ist die Begegnung der Weltreligionen. Sie zwingt die Partner, bzw. die Kontrahenten, sich klar zu positionieren. Die Christen dürften damit heute in Verlegenheit geraten, denn sie glauben weithin selber nicht mehr im Sinne des Credo der Kirche. Dabei geht es zentral um die Frage: „Wer ist Jesus Christus?“ Es gibt heute evangelische und katholische Theologen, die ihm das Gottsein absprechen. Um nur zwei Beispiele zu nennen: in einem Interview der Herder-Korrespondenz (1999, Heft 3) über „Probleme der Jesulogie“ hat der evangelische Neutestamentler Ekkehard W. Stegemann bekannt: „Ich glaube nicht an Jesus. Ich glaube an Gott, den Vater Jesu Christi. Ich habe Probleme mit der Jesulogie, die auch eine bestimmte Jesulatrie ist. Ich kann in dieser

Weise nicht zu Jesus beten.“ Mit dem Gebet zu Jesus hat auch der katholische Alttestamentler Erich Zenger Schwierigkeiten. Er behauptet, wenn ein Christ sein Gebet an Christus richte, bewege sich das „an der Grenze der Häresie“ (Herder-Korrespondenz 1993, Heft 10). Wenn das zuträfe, bräuchten wir dringend ein neues Messbuch.

Das gewichtigste katholische Beispiel für eine Christologie, die die Gottheit Christi bestreitet, bietet bekanntlich Hans Küng. Für ihn ist Christus zwar Offenbarer, Statthalter, Sachwalter und Stellvertreter Gottes, sein Wort und sein Sohn, dies aber nicht in dem metaphysisch-ontologischen Sinn, wie es die Kirche versteht. Der Christ kann nach Küng auch „an“ Jesus glauben; er versteht diesen Begriff aber nicht in dem oben definierten Sinn, als Ganzhingabe des Menschen an Gott.

Küngs Christologie wird auch von der Zeitschrift „Publik-Forum“ vertreten und verbreitet. Als ich ihr vor einigen Jahren einen Artikel über Jesus Christus anbot, bekam ich von dem theologischen Redakteur den ablehnenden Bescheid: „Ich bin mit vielen anderen Theologen der Meinung, dass man die Vergottung Jesu den Zeitgenossen heute nicht mehr nahe bringen kann. Es ist ein antikes Symbol, für das uns heute jedes Verständnis abgeht. Die Menschen sind Arianer.“

So ließen sich noch weitere Beispiele anführen. Es geht mir hier nicht darum, Personen anzuprangern, sondern auf einen Trend aufmerksam zu machen, der viele Christen bei uns zulande erfasst hat. Ein Theologe, der für die Fortbildung von Religionslehrern zuständig ist, sagte mir, er habe den Eindruck, dass etwa die Hälfte der Religionslehrer (Laien) nicht mehr an die Gottheit Christi glaube.

Machen wir uns klar, was das bedeutet und für Folgen hat, wenn Christus nicht Sohn Gottes im Sinne des Credo ist. Er darf dann nicht „angebetet und verherrlicht“ werden. Er ist dann nicht der „Herr“, vor dem

jedes Knie sich beugen muss (Phil 2,10 f.), nicht der Erlöser der Welt, der Richter der Lebenden und der Toten. Die Kirche ist nicht sein „Leib“, die eucharistischen Gestalten können nicht sein Fleisch und sein Blut sein.

Übrig bleibt ein wunderbarer Mensch, der mit Gott aufs innigste verbunden war, deshalb, aber nur in diesem Sinne, „Sohn Gottes“ genannt werden kann. Er war ein großer Prophet, auf dessen Weisungen man hören sollte. Seinem Tod kommt keine erlösende, versöhnende Bedeutung zu. Die Auferstehung ist nur eine Metapher für sein Leben bei Gott.

Was ist dagegen zu halten? Hier wäre eine große exegetische und theologische Darstellung zur Verteidigung des Glaubens notwendig. Aber damit wird man die Gegner kaum überzeugen können. Als katholischer Christ könnte man sich einfach auf das Lehramt der Kirche berufen, das in wesentlichen Glaubensfragen Unfehlbarkeit beansprucht, aber damit wird man die Zweifelnden kaum überzeugen können. Was bleibt, ist das Glaubenszeugnis von Christen, die an Christus glauben und aus ihrer Glaubenserfahrung sprechen können. Ich möchte hier vor allem einmal auf die Mystiker hinweisen, denen die Gnade zuteil geworden ist, in außergewöhnlicher Weise Glaubenserfahrungen gemacht zu haben. Mystik ist heute sehr gefragt. Der Begriff wird dabei meistens in einem weiteren Sinne gebraucht wie von Karl Rahner in seinem bekannten Wort: „Der Christ von morgen wird ein Mystiker sein oder er wird nicht mehr sein.“ Ich verstehe hier aber Mystik in einem engeren Sinne als außer-ordentliche Gnade. Solche Mystik hat prophetischen Charakter. Um nur einige Beispiele zu nennen: Paulus, Heinrich Seuse und Johannes Tauler, Mechthild von Magdeburg und Gertrud von Helfta, Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz, Birgitta von Schweden und die französische Mystikerin Lucie Christine, deren „Geistliches Tagebuch (1870–1908) Romano es Guardini übersetzt hat (man sollte es heute neu auflegen). Die-

se Namen stehen für viele andere. Sie alle haben Christus als *absolutes DU* erfahren, als göttliche Person, als den Bräutigam der Kirche, an den sie glauben und den sie lieben konnten wie Gott selbst. Hans Urs von Balthasar hat in einem Aufsatz „Theologie und Heiligkeit“ das Auseinanderdriften von Theologie und Spiritualität, Theologie und Mystik seit dem Spätmittelalter aufgezeigt und als den größten Aderlass der Theologie kritisiert. Aus der knienden sei eine sitzende Theologie geworden. Damit soll nichts gegen die Theologie als Wissenschaft, gegen historisch-kritische Exegese und kritische Dogmengeschichte gesagt sein. Aber diese Methoden können sich verabsolutieren und leicht vom Glauben lösen, wie die Erfahrung gezeigt hat. Übrig bleibt dann nur noch das Glasperlenspiel von Spezialisten.

Christ ist, wer an Christus glaubt und ihn liebt, wie der Mensch Gott lieben soll: „mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und aller Kraft“. „Die Liebe zu Jesus Christus hat eine Unbedingtheit, die eben die Unbedingtheit der Liebe des Menschen zu Gott ist, und bedarf darum derselben göttlichen Gnade, wie sie für diese Liebe des Menschen zu Gott notwendig ist, in der der Mensch sich in einer letzten radikalen Weise Gott überreignet, ihm sich übergibt und gleichsam in einem ekstatischen Ausbruch aus sich selber den Menschen nicht mehr zu sich selber zurückkehren lässt.“ (Karl Rahner)

Das ist das Zeugnis der Heiligen und Mystiker und unzähliger einfacher Gläubigen. Das ist die entscheidende „Methode“ missionarischer Verkündigung, die heute von uns wieder gefordert ist.

Michael Koll

Singen ist Herzenssache

„Singen ist Herzenssache“ – unter diesem Motto stand vor gut einem Jahr ein Symposium im Erzbistum Köln, das sich mit Öffentlichkeitsarbeit in den Kirchenchören beschäftigte. Schon im Jahr 2000 gab es ein erstes Symposium unter der provokativen Überschrift: „Sind unsere Chöre noch zu retten?“ Nun, die Antwort auf diese Frage kann nicht ganz erschreckend gewesen sein, denn schon bald nach diesem ersten Symposium traf sich eine neue Arbeitsgruppe, um Rettungsmöglichkeiten zu finden. Die Mitglieder dieser AG stellten bald fest, dass Öffentlichkeitsarbeit eine ganz zentrale Rolle spielt. Öffentlichkeitsarbeit, das ist nicht nur „Werbung“, es geht viel komplexer um das Selbstverständnis innerhalb eines Chors und um die Wirkung des Chors nach außen. Unter professioneller Leitung wurde ein Konzept „Öffentlichkeitsarbeit für Chöre“ erarbeitet. Dieses wurde auf dem Symposium 2003 vorgestellt. Die Inhalte können Sie auf der Homepage „www.singen-ist-herzenssache.de“ finden.

Hier nur ganz kurz dazu: In mehreren systematisch aneinander gereihten Stufen wird die Ist-Situation des Chors analysiert. Aus der Analyse werden spezifische Aufgaben abgeleitet, Zielsetzungen festgelegt und Botschaften formuliert – nach dem Motto: „Welche Botschaft muss in welchen Kopf?“ In der Öffentlichkeitsarbeit spielt natürlich auch die Presse eine besondere Rolle. So konnte man auf dem Symposium aus der Sicht eines Journalisten hören, wann der Chor auch für ihn und seine Zeitung interessant ist und wie er sich den Kontakt zu den Ansprechpartnern im Chor vorstellt. Zuletzt wurde die Kampagne „Singen ist Herzenssache“ vorgestellt. Pfiffige Plakate und konkrete Arbeitshilfen

konnten am Ende des Symposion mit nach Hause genommen werden.

Und wie war die Resonanz? Der Diözesan-cäcilienverband kann mit Recht zufrieden sein: Beim Symposion waren 480 Sängern und Sänger aus 173 Chören dabei. Das heißt, dass rund ein Viertel der Kirchenchöre des Erzbistums Köln hier vertreten waren. An der Kampagne und Plakataktion „Singen ist Herzenssache“ nahmen ein Drittel der Chöre des Erzbistums teil.

Natürlich wollte die Arbeitsgruppe auch wissen, was denn jetzt aus all dem geworden ist und so sind die teilnehmenden Chöre mit einem Fragebogen um Rückmeldung gebeten worden. Ein Drittel der Fragebögen kam zurück, mit deutlich positiver Bewertung der Aktion, aber auch mit kritischen Anmerkungen. Am meisten umstritten war die Auswahl der Plakatmotive. Viele Chöre wünschen sich einen Austausch untereinander, sei es in einem solch großen Rahmen wie dem eines Symposion oder in regionalen Treffen. Auch der Austausch per Internet wird angefragt. Das Logo von „Singen ist Herzenssache“ sollte es auch als Aufkleber geben und zuletzt: Gemeinsame Aktionen der Chöre im Erzbistum wie z.B. die große Domwallfahrt 1998 oder die Romwallfahrt 2001 werden als wichtige Impulse für die Chorarbeit benannt. Und was fiel bei der Auswertung auf? Nur die Chöre, die aktiv sind, die ihr Tun reflektieren, die bereit sind, auf neuen Wegen zu gehen, haben gut Chancen, zu überleben. Denn von außen „zu retten“ sind Chöre nicht; sie müssen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und selbst entscheiden, wie weit sie ins 21. Jahrhundert vordringen. Aber damit hätte man fast schon rechnen können: Es haben eben überwiegend solche Chöre bei Symposion und Kampagne mitgemacht, bei denen diese Voraussetzungen schon gegeben sind. Und die Arbeitsgruppe? Nun, die hat erst mal das Tempo gedrosselt. Der Internetauftritt wird verbessert und vielleicht gibt's ja demnächst auch die gewünschten Aufkleber: www.singen-ist-herzenssache.de

Literaturdienst

George Augustin / Günter Risse (Hg.): Die eine Sendung – in vielen Diensten. Gelingende Seelsorge als gemeinsame Aufgabe in der Kirche. Bonifatius Verlag / Druckerei, Paderborn 2003. 320 S.; 19,90 EUR.

„Es gibt nichts Schlimmeres als nervöses, hektisches, pessimistisches, resignierendes und unzufriedenes ‚pastorales Bodenpersonal Gottes‘, das andere mit seinem kirchlichen Leidensnarzissmus und Untergangsvisionen bedrängt und verunsichert. Ein solches ‚Bodenpersonal‘ verhindert und versperrt letztlich den Weg Gottes zu den Menschen und die Freude am Christsein in der Nachfolgegemeinschaft Jesu Christi, der Kirche“ (13). Die Vielfältigkeit der Dienste und Ämter in der Kirche, so führen die Herausgeber weiter in ihr Vorhaben ein, bietet dagegen eine gute Ressource, der einen Sendung durch Christus zu entsprechen. Um der Heilssorge in dieser Zeit in dem dafür notwendigen vertrauensvollen Miteinander der pastoralen Dienste einige Impulse zu ihrem Gelingen zu geben, stellen die Herausgeber Beiträge von 22 Autoren (überwiegend aus dem Umfeld der Theologischen Hochschule Vallendar) zusammen. In fünf Teilen (Amt und Dienst, Ordensleben, Spiritualität, Berufungspastoral, Pastorale Praxis) wird die Begründung und Ausfaltung der vielfältigen Dienste und Rollen interdisziplinär beleuchtet. Dabei kommen sowohl dogmatische, biblische, pastoraltheologische, historische und liturgische Überlegungen zu Wort wie spirituell-mystische Quellen aus Tradition (Kirchen- und Wüstenväter) und Gegenwart. Schließlich erhalten auch Sichtweisen aus der spezifisch pastoralen Praxis ihren Raum, indem das „Bodenpersonal“ von kirchlicher Gemeinde, Jugendpastoral und Klinikseelsorge beispielhaft seine Praxiserfahrungen im Lichte der christlichen Spiritualität reflektiert.

Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen die vielfältigen Ämter und Dienste vor allem von Priestern, Ständigen Diakonen und pastoralen Laien, die aus der allgemeinen Sendung der Christen abgeleitet, in ihren – zuweilen auch disparaten – historischen und dogmatischen Entwicklungslinien beschrieben und – eher erhalten – in weiterentwickelnde Perspektiven gekleidet werden. Neutestamentlich fast A. Weiser zusammen, „dass einzelne Dienstämter in konkreter jeweils so eingerichtet wurden, dass sie dem Heil der Menschen in ihren je unterschiedlichen kulturbedingten Lebensverhältnissen dienen“ (29). Die umfassende Beschreibung der kirchlich-dogmatischen Positionen zum Amt des Priesters (G. Augustin) ist insgesamt als fundiert und traditionsverlässlich zu erkennen. Den historischen Werdegang des Ständigen Dia-

konates seit dem 2. Vatikanum belegt vor allem die Fortschreibung einer aufgabenadäquaten Ausbildungsordnung (G. Risse). Der spezifische Auftrag der pastoralen Laien wird vor allem damit begründet, dass sie „die Aufmerksamkeit auf die Verantwortung aller für den Aufbau der Kirche und die Erfüllung ihrer Sendung“ (E.-M. Faber, 121) lenken sollen. Aporien der gegenwärtigen Zuordnung und die offensichtlichen Reibungsthemen werden eher selten genannt. Doch ab und an scheinen zukunftsgewandte Gedanken mit theologischen Hausaufgaben auf: „In der Frage nach Kirchenstruktur und Weiheamt gibt es keine billigen und glatten Lösungen: Weder in der Richtung eines Amtsfundamentalismus, wonach völlig klar ist, dass alle Wahrheit vom kirchlichen Amt kommt, noch in Richtung einer Fundamentaldemokratisierung, verbunden mit der Hoffnung, dass, wenn alles demokratisiert sei, allein deswegen alles besser werden könnte. Vielmehr ist an beiden Dimensionen festzuhalten: am kirchlichen Amt und am Sensus fidelium im Volke Gottes, an zwei Machtzentren in der doppelpoligen ‚Ellipse‘ des Volkes Gottes“ (O. Fuchs, 89). Ebenso scheuen sich die beiden Beiträge zur Situation geistlicher oder pastoraler Berufungen nicht, die „Berufungskrise“ neben den zeitbedingten Veränderungsprozessen und demographischen Zwängen auch auf binnenkirchliche Reformdefizite zurückzuführen (M. N. Ebertz) und auf eine beziehungsorientierte, vom persönlichen Glauben und der eigenen Berufung erzählende und dem Geist Gottes durchaus auch zuweilen langatmige Wirkung zutrauende Berufungspastoral zu vertrauen (P. Weismantel).

Ein eigener Teil (131–164) ist der Verortung des Ordenslebens im gesamtkirchlichen Lebenskontext gewidmet, das die Spannung zwischen oben und unten oder zwischen letzter Sehnsucht und ersten Antworten in das komunitäre Leben zu integrieren sucht.

Die theologischen Diskurse erfahren in mehreren Beiträgen zur spirituellen Begründung von priesterlicher, diakonaler und allgemeiner Sendungsgestaltung (167–221) eine Rückbesinnung auf ihre transzendente Verwurzelung und zugleich eine gläubig-vertrauende Ermutigung, auch in der Besinnung auf die Antworten der frühchristlichen Gottsucher, von deren Glaubenstradition sich neuzeitliche Christen getragen wissen dürfen.

Das Buch endet mit einer eher additiven Sammlung pastoralpraktischer Beiträge und Erfahrungen (245–320), die schwerpunktmäßig den Priester in Liturgie, Gemeinde- und Jugendpastoral und dort als Platzhalter der existentiellen Sehnsuchtsfragen und der christlich fundierten Menschenwürde beschreiben.

Insgesamt zeigen die vielfältigen Facetten dieses Buches Sichtweisen der Zuordnung verschiedener Ämter und Dienste bzw. auch der je eigenen Ausgestaltung, Abgrenzung und Komplementarität, die allerdings nicht miteinander abgeglichen wur-

den und so nicht immer kompatibel erscheinen. Neben den eher dogmatisch resümierenden Beiträgen stehen einige kritische Anfragen und eine Vielzahl erfahrungsbezogener Ausfaltungen. Dabei bildet der Blick auf die priesterliche Rolle und Identität auffallend den inhaltlichen und räumlichen Schwerpunkt. Wenngleich regelmäßig auf das allgemeine Priestertum rekurriert wird, so wurde diesem oder der gemeinsamen Sendung aller Gläubigen doch kein eigener Beitrag gewidmet oder als grundlegende Bezugsgröße vorangestellt, wie man es den letzten Konzilsvätern hätte nachtun können, die in die Kirchenkonstitution – durchaus programmatisch – mit dem Volk Gottes als erster Bezugsgröße einführen. Als Zeichen des gegenwärtigen Begründungs- und Zuordnungsdrucks verschiedener Dienste in der Kirche ist der sofortige Einstieg in die Rollenfrage allerdings verstehbar.

Joachim Windolph

Andere Zeiten e.V. Hamburg (Hg.): Ich geb' dir einen Engel mit. Erfahrungen mit einem Symbol. Hamburg 2004. 97 S.; 10,00 EUR.

Er ist ein Riesenerfolg, der kleine Bronzeengel aus Hamburg. Entwickelt von dem Künstler Christoph Fischbach aus Maria Laach in Zusammenarbeit mit dem Verein „Andere Zeiten“, hat sich die Figur seit 1999 über 400.000mal verkauft. Immer wieder erreichen den Verein Briefe von Menschen, die aus ihren Erfahrungen mit dem Engel berichten. Da sind Krankenhausseelsorger(innen), die mit der Figur am Krankenbett Mut machen, Soldaten im Auslandseinsatz, Politiker, die den Engel auf dem Schreibtisch stehen haben oder Eltern, die Kindern für ihr Leben einen Engel mit auf den Weg geben wollen.

Diese Erfahrungen wurden im Verein gesammelt und jetzt als Buch heraus gegeben. „Ich geb' dir einen Engel mit – Erfahrungen mit einem Symbol“ heißt das rund 100 Seiten starke Werk. Hier finden sich Erfahrungsberichte ebenso wie Gedichte und Erzählungen über Begegnungen mit Engeln. Die Herausgeber wollen in keiner Weise irgendeiner esoterisch angehauchten Engelwissenschaft huldigen. Der Vorsitzende des Vereins „Andere Zeiten“, der evangelische Theologe Hinrich C. Westphal, schreibt dazu im Vorwort als Antwort auf die Frage, ob er an Engel glaube: „Vor allem glaube ich an Gott... Dass Gott mich behütet, glaube ich gewiss. Ob er sich dabei menschlicher Helfer oder unsichtbarer Boten bedient, ist für mich weniger wichtig. Allerdings finde ich die Vorstellung beruhigend und anrührend, dass mich Engel wie liebende Gedanken Gottes begleiten.“

Das Buch ist als Lesebuch gedacht, eine passende Ergänzung zur Bronzefigur. Wer möchte kann in Zukunft Figur und Texte gemeinsam verschicken, eine Stanzung im Buchdeckel ermöglicht das. Die Texte sind sowohl für Menschen gedacht, die

andere begleiten, selber für andere zum Engel werden, wie auch für diejenigen, denen man einen Engel „mitgeben“ möchte. Ein Buch zum Selberlesen und zum Verschenken.

Leider ist es nicht im Buchhandel erhältlich. Aber auch das ist für den Hamburger Verein ein Prinzip. Man möchte direkten Kontakt haben mit den Leserinnen und Lesern und den gibt es eben nur, wenn man Verlag und Versand in einer Hand bündelt.

Martin Lätzl

Alleinvertrieb: Andere Zeiten e.V.
Heimhuderstr. 92, 20148 Hamburg
Telefon: 040/47 11 27 27; Fax: 040/47 11 27 11
www.anderezeiten.de

Erich Zenger (Hg.): Stuttgarter Altes Testament. Einheitsübersetzung mit Kommentar und Lexikon. Katholische Bibelanstalt, Stuttgart 2004. 1962 S., 48,00 EUR.

Für dieses Buch muss man kaum eigens Werbung machen. Es ist das lang ersehnte Nachfolgeprojekt der seit Jahrzehnten beliebten „Jerusalem Bibel“. Beim Stuttgarter Alten Testament hat jedes biblische Buch eine umfangreiche Einleitung, zusätzlich wird der gesamte Bibeltext durchgängig kommentiert. Damit geht es über die Jerusalemer Bibel einen guten Schritt hinaus, denn sie gab ihre Erläuterungen noch in Form einzelner Fußnoten und Stichworterläuterungen zum Bibeltext. Im Stuttgarter Alten Testament folgt auf jeden Abschnitt Bibeltext die Kommentierung im Petit-Druck, so dass Text und Kommentar im Verhältnis eins zu eins stehen. So hat man einen vollständigen Bibelkommentar in Kurzform in einem Band. Erich Zenger kommt das große Verdienst zu, dass er dieses außerordentlich arbeitsintensive Projekt zusammen mit seinen Kollegen geschultert hat. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind ausgewiesene Fachleute, die fast alle schon mit eigenen Kommentaren zu den entsprechenden biblischen Büchern hervorgetreten sind. Von dieser Erfahrung profitieren Leserinnen und Leser des Kommentars.

Auf eine Besonderheit sei eigens hingewiesen. Im Psalmenbuch steht die Kapitelüberschrift, anders als in den üblichen Bibelausgaben, nicht unmittelbar über dem Text, sondern über der Einleitung, was noch einmal deutlich macht, dass sie eine Zugabe des Herausgebers und nicht Bestandteil des Bibeltextes ist. Und beispielsweise bei Ps 149 heißt es nicht (wie in der Einheitsübersetzung) „Ein Kampflied des Gottesvolkes“, sondern viel textgemäßer, „Das eschatologische Offenbarwerden der Königsherrschaft JHWHs“. Vielleicht könnte man dieses Vorgehen bei einer künftigen Neuauflage noch konsequenter auf den ganzen Text übertragen?

Dieser Gesamtkommentar mag dazu anregen, nicht nur einzelne Bibelstellen nachzuschlagen, sondern auch einmal ein biblisches Buch in seiner Ganzheit zu lesen. Ein biblisches Lexikon schließt das Werk ab. – Das gleichzeitig angebotene Stuttgarter Neue Testament ist übrigens nicht nach dem gleichen Konzept entwickelt worden, sondern stellt lediglich die leicht überarbeitete Übernahme einer deutlich älteren Lutherbibelklärung dar.

Für das Stuttgarter Alte Testament kommt einem der folgende Satz, den man nicht zu häufig schreiben sollte, leicht über die Feder: Dieses Buch sollte an keinem Ort fehlen, an dem mit der Bibel umgegangen wird.

Egbert Ballhorn

Josef Bill: Maria gehört uns gemeinsam. Erwägungen und Meditationen zu römischen Marienbildern. EOS-Verlag, St. Ottilien 2004. 120 S.; 13,80 Euro

Vielen, die in den Bistümern Aachen, Hildesheim und Köln in der Seelsorge stehen, ist P. Josef Bill SJ als Exerzitienleiter und seelsorglicher Begleiter bekannt. Er war einer der ersten, der ihnen in Bildmeditationen den geistlichen Reichtum von Kunstwerken oder auch von Naturaufnahmen erschloss. Während eines Studienaufenthalts in Rom ist ihm die Fülle an Glaubenseinsicht und Frömmigkeit aufgegangen, die römische Marienbilder, teils als Gnadenbilder verehrt, enthalten und anbieten. Die Bilder zeigten ihm neu die biblischen Wurzeln, aus denen die Verehrung der Mutter unseres Herrn gewachsen ist. Aus der großen Zahl von Marienbildern in römischen Kirchen hat er zwölf aus der Zeit des frühen Christentums oder dem Mittelalter stammende ausgewählt, die im Buch farbig wiedergegeben sind. Nicht in jedem Fall scheint mir der Bildausschnitt im Buch glücklich gewählt. Jedes Bild wird geschichtlich erklärt und theologisch – vor allem in seinem biblischen Zusammenhang – gedeutet; dazu wird die heutige Verehrung dargestellt. Die so gewonnenen Einsichten zeigen, dass Maria als Mutter des Herrn, als Gehilfin auf seinem einzigartigen Erlösungsweg (8) von allen Christen, auch von evangelischen Christen, nicht nur anerkannt und geschätzt, sondern auch verehrt werden kann. Texte Martin Luthers, vor allem aus seiner Auslegung des Magnificat, bezeugen solche Verehrung. Dies ist das eigentliche Anliegen des Buches, das den evangelischen Brüdern und Schwestern in Herzlichkeit gewidmet ist, dass wir Christen alle gemeinsam ihre Schönheit sehen und sie gemeinsam hören: „Was er euch sagt, das tut“.

Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zum geistlichen Ökumenismus, der Christen aller Konfessionen an den Reichtümern des anderen teilhaben lässt; es kann jedem Christen zu einer biblisch erneuerten Marienfrömmigkeit helfen.

Herbert Hammans

Auf ein Wort

Warum hat der Glaube überhaupt noch eine Chance? Ich würde sagen: Weil er dem Wesen des Menschen entspricht. Denn der Mensch ist weiter dimensioniert, als Kant und die verschiedenen nachkantischen Philosophien ihn sehen und ihm zugestehen wollen. Kant selbst hat es mit seinen Postulaten ja irgendwie auch einräumen müssen. Im Menschen lebt unauslöschlich die Sehnsucht nach dem Unendlichen. Keine der versuchten Antworten genügt; nur der Gott, der selbst endlich wurde, um unsere Endlichkeit aufzureißen und in die Weite seiner Unendlichkeit zu führen, entspricht der Frage unseres Seins. Deswegen wird auch heute der christliche Glaube wieder den Menschen finden. Unsere Aufgabe ist es, ihm mit demütigem Mut, mit der ganzen Kraft unseres Herzens und unseres Verstandes zu dienen.

Joseph Kardinal Ratzinger
in: Glaube – Wahrheit – Toleranz,
Verlag Herder 2003, 111

Kinderfrage

Frau M. hatte mit einer Bus-Pilgergruppe Rom und Assisi besucht. Im Verwandtenkreis berichtete sie über die zwar teils anstrengende, aber doch sehr bemerkenswerte Reise.

Sie erzählte von ihren Erlebnisse, von der Begegnung mit dem Papst und dem abendliche Gang zum Petersplatz. An einem Morgen feierten sie um 7 Uhr den Gottesdienst mit dem bekannten Kardinal Ratzinger.

Der kleine Nikolaus hatte seiner Oma aufmerksam zugehört. Dann fragte er erstaunt:

„Ratzinger, wer ist das denn? Tut der auf dem Rad singen?“

Stille Nacht

Mein Enkel Lukas lernte Blockflöte. Gestern spielte er auf einmal „Stille Nacht, heilige Nacht...“ Mitten im Sommer, es war warm, und die Sonne schien. Ich war überrascht. Wollte er jetzt schon für Weihnachten üben?

„Nö“, sagte er, „ich find’ das Lied richtig gut!“ Kein Wunder, schließlich ist „Stille Nacht“ *das* Weihnachtslied überhaupt. Warum sollte er da nicht auch im Sommer diese schöne Melodie spielen dürfen?

Denn umgekehrt wird er vielleicht dann ja auch in den Winterferien, wenn Mama die Koffer packt und es für ein paar Tage zum Skifahren geht „Pack’ die Badehose ein...“ spielen!
Hans Orth, Viersen

Ordensbrauch

„Nach den alle drei Jahre stattfindenden Kapiteln unserer Kölnischen Franziskanerprovinz „von den Heiligen Drei Königen“ werden wie in vielen anderen Orden auch die Versetzungen ausgesprochen. Die jeweilige Versetzungsurkunde (Obödienz genannt) enthielt zu Zeiten, da das Latein in Urkunden noch Verwendung fand, oft die Formulierung „...ad nutum superioris“ (frei übersetzt: ... dem Oberen unterstellt), auf dass das Gelübde des Gehorsams durch die jeweilige Versetzung nicht in Vergessenheit gerate. – Neulich variierte mein Mitbruder Bruder Peter A. diese altherwürdige Formel und meinte, mancher fühle sich gelegentlich versetzt „...sub knutum superioris“! Schon lange gilt der gute Rat. „Behandle deinen Guardian (Hausoberen) gut; er könnte auch einmal dein Untergebener werden!“

P. Robert Jauch, OFM, Düsseldorf